Mitteilungen der Karl-May-Gesellschaft

Nummer 151

1. Quartal / März 2007 * 39. Jahrgang

Inhalt

Gudrun Keindorf	Zum Tode von Reinhold Wolff (1941–2006)	1
Reinhold Wolff †	How to build worlds with words	4
	Gedenkblatt für die 2006 verstorbenen Mitglieder	24
Dieter Sudhoff	Maria Hannes schreibt ein Gedicht	25
René Grießbach	Karl May und die Sioux	31
Joachim Biermann	Nachtrag zu einer möglichen Quelle von *Inn-nu-woh*	42
Hans-Jürgen Düsing	Wie schwer ist Luft?	45
Wolfgang Sämmer	Die Geschichte von dem kleinen Halef	47
Eckehard Koch	Mit Karl May von Ardistan und Dschinnistan über Timpetill nach Südamerika 4: Ein Sprachgenie	54
Hermann Wohlgschaft	*Das Buch der Liebe* – redigiert und teilweise verfasst von Karl May	59
Gregor Seferens	Im Westen Neues	66
Herbert Wieser	Neues um Karl May	68
	Unser Spendendank	71

Beilage

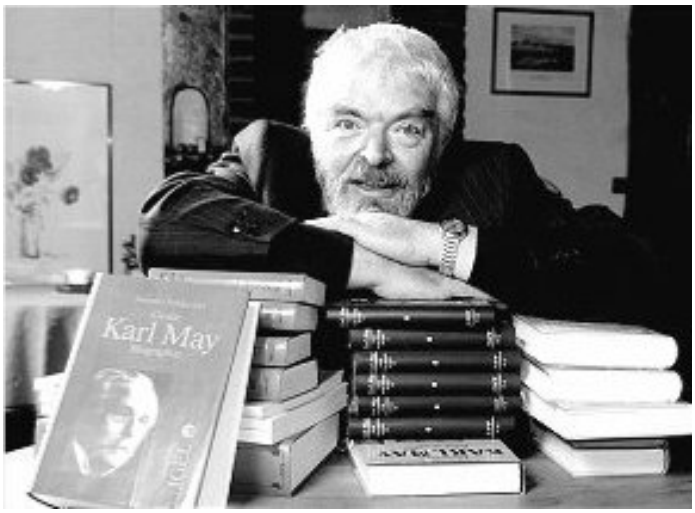
Inhaltsverzeichnis für ›Mitteilungen der KMG‹ Nr. 141–150 / 2004–2006

Unser Titelbild

Mit gewisser Verwunderung mag der eine oder andere Leser den abgegriffenen Radebeuler Band ›Ich‹ auf unserem Titelbild zur Kenntnis genommen haben. Was es damit auf sich hat, und welche Hände es waren, die vielfach mit Wehmut, dankbarer Erinnerung und wohl auch Liebe zu diesem Exemplar gegriffen haben – das ist im Beitrag von Dieter Sudhoff in diesem Heft (S. 25ff.) nachzulesen.

Gudrun Keindorf

Zum Tode von Reinhold Wolff (1941–2006)



Als Reinhold Wolff am 25. September 1999 in Hohenstein-Ernstthal zum neuen Vorsitzenden der KMG gewählt wurde, war ihm wie allen anderen Anwesenden klar, daß er in sehr große Fußstapfen trat. Eine Ära war zu Ende gegangen, und statt eines hochgewachsenen Juristen mit einem begnadeten Redetalent stand vor uns ein höchstens mittelgroßer Literaturwissenschaftler mit unüberhörbarem bayerischem Akzent, der uns mitteilte, daß er beabsichtige, nur acht Jahre im Amt zu bleiben – eine Aussage, die er in den folgenden Jahren stetig wiederholte. Es hatte etwas von dem 70er-Jahre-Western mit James Garner, der in einer Western-Stadt Station macht und ständig erklärt, er sei eigentlich auf dem Weg nach Australien, und dann doch bleibt.

Dieses Amt zu diesem Zeitpunkt zu übernehmen, wäre für jeden mehr als schwierig gewesen, und Reinhold Wolff ging es auf seine ganz eigene Weise an: er ging auf die Leute zu und fragte sie, was sie eigentlich genau tun. Er hörte ihnen aufmerksam zu, und ich glaube, in dieser Phase wurde eine Menge trockenen Rotweins vertilgt – zumindest war das bei unserem ersten persönlichen Gespräch so.

Es war sicherlich kein Fehler, einen Literaturwissenschaftler an die Spitze einer der größten literarischen Vereinigungen Deutschlands zu stellen, und so ergaben sich neue Ansätze. Nicht alle Ideen unseres neuen Vorsitzenden stießen im Mitarbeiterkreis auf ungeteilte Zustimmung. Diese geballte Ansammlung hochgradiger Individualisten hat es ihm sicherlich nicht ganz einfach gemacht, er es sich selbst aber auch nicht. Es war sicherlich kein Bilderbuchstart, aber es wurde eine von Offenheit und Respekt getragene Zusammenarbeit. Nach der Wiederwahl in Plauen 2003 haben wir uns redlich bemüht, ihn zur erneuten Kandidatur zu bewegen, aber er blieb dabei: in Berlin ist für ihn Schluß. Es sei Zeit für das Häuschen in Frankreich.

Diese zweite Amtszeit war neben der Vorstandsroutine vor allem durch drei Aktivitäten geprägt: die Vorbereitungen des KMG-Kongresses in Berlin, die Vorbereitungen der Ausstellung und des Symposiums im Deutschen Historischen Museum und die Organisation der Wanderausstellung ›German Texans im Llano Estacado‹: Korrespondenz mit möglichen Referenten, Förderanträge bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Ausstellungseröffnungen.

Vom 13. Oktober bis 17. November 2006 gastierte die Texas-Ausstellung im Neubau der Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen. Eine Woche vorher holten die

dortigen Mitarbeiter die Exponate ab: aus seinem Büro in Bielefeld. Er nahm es zum Anlaß, dieses Büro endlich zu räumen, schließlich war er emeritiert und es stand ihm nach eigener Aussage nicht mehr zu. „Aber“, so fügte er augenzwinkernd hinzu, „ein paar Monate geben sie einem alten Knochen schon“.

Ausstellungseröffnung Göttingen – Der Büchernarr

Natürlich kam er zur Ausstellungseröffnung. Wir trafen uns am frühen Nachmittag in seinem Hotel, und wie es sich für einen bibliophilen Literaturfanatiker gehört, wanderten wir unverweilt in eine Bücherausstellung. Im Altbau der Bibliothek wurden „125 Kostbarkeiten“ gezeigt, von der Gutenbergbibel über Schlözers russischen

Ausstellungseröffnung Göttingen – Der Plauderer

Adelsbrief bis zur Gauss’schen Aufzeichnung zum Telegraphen. Schließlich mußten wir uns sputen, um pünktlich im Neubau zu sein, und natürlich hielt er den Einführungsvortrag: ›Mit Karl May auf den Spuren des Adelsvereins‹ – und mit Rein-

hold Wolff auf den Spuren deutschen Bieres und deutschen Brotes in Texas. Der gourmand läßt grüßen. Passend zum Ausstellungsthema nahmen wir das Abendessen vom Barbeque-Grill und genossen anschließend den Flair der Altstadt, die an diesem Abend in einer Sonderaktion illuminiert wurde. Die Straßen waren brechend voll und auf dem Marktplatz referierte ein Kommunalpolitiker über die ›Erweckung der Innenstadt‹. Wir machten Witze darüber, daß wir uns Erweckungsprediger bisher anders vorgestellt hatten, plauderten über Tobias Preisegott Burton und andere zwielichtige Gestalten, und ließen uns schließlich bei einem Wein nieder. Er steckte mitten im Leben und sein größtes Problem war, daß er ein bißchen schlecht zu Fuß war.

Es war sein letzter offizieller Auftritt als Vorsitzender der Karl-May-Gesellschaft. Am 10. November 2006 verstarb Reinhold Wolff plötzlich und unerwartet in seinem Haus in Bissendorf. Es wurden keine acht, es waren nur sieben Jahre, ein Monat und 15 Tage.

Farewell alter Freund, wir werden Dich nicht vergessen.

▼❖▼

Zur Erinnerung an Reinhold Wolff drucken wir im folgenden einen Text aus dem Jahr 2003 ab, der seinen Zugang zu und sein Interesse an Karl May sowie seine wissenschaftliche Arbeitsweise als vergleichender Literaturwissenschaftler und Vertreter der Literaturpsychologie recht anschaulich widerspiegelt. Diesen Aufsatz über „Karl Mays virtuellen ›Wilden Westen‹“ hat Reinhold Wolff auf seiner Homepage zugänglich gemacht (www.uni-bielefeld.de/lili/personen/rwolff/felix.pdf). Wir habe ihn von dort nahezu unverändert übernommen, lediglich einige Vereinheitlichungen und eine Reihe von Anpassungen an das Format der ›Mitteilungen‹ waren notwendig; zudem haben wir das Literaturverzeichnis bezüglich zweier damals gerade im Erscheinen begriffener Bücher aktualisiert. Erhalten blieb auch die Verwendung der von Reinhold Wolff sehr geschätzten Kursive. Deren Reservierung allein für originale May-Zitate, wie es in der KMG üblich ist, war ihm stets eine unwillkommene Einschränkung. Er nutzte sie vielmehr virtuos, neben der üblichen Kennzeichnung von Buchtiteln, zur Hervorhebung von Begriffen und Aussagen. Dies wird auch im folgenden Text noch einmal sehr deutlich. Der Aufsatz erschien gedruckt auch in G. Bernhard/D. Kattenbusch/P. Stein (Hg.): Namen und Wörter. Freundschaftsgabe für Josef Felixberger zum 65. Geburtstag. Regensburg 2003, S. 223–242. (jb)

Reinhold Wolff †

How to build worlds with words

Karl Mays virtueller ›Wilder Westen‹

Wir alle kennen, aus den Urtiefen der Kindheit, den ›Wilden Westen‹:

> jene weiten Prairieen Nordamerika's, welche sich westlich vom »Vater der Ströme«, dem Missisippi, bis an den Fuß des Felsengebirges und von dem jenseitigen Abhange derselben wieder bis an die Küste des stillen Weltmeeres erstrecken, [und die] nicht blos in physikalischer Beziehung mancherlei Aehnlichkeiten [haben] mit den unendlichen Fernen, welche die Wogen des Oceanes erfüllen (May 2003, 5540).

Besonders vertraut ist uns dabei möglicherweise die Region „zwischen dem Quellgebiete des Rio Pecos und des südlichen Kanadian" (May 2003, 50319), wo vor über 100 Jahren ein *surveyor* mit Namen Charley, bald *Old Shatterhand*, unter widrigen Umständen die erste transkontinentale Eisenbahn mit vermaß. Und natürlich spielt dabei der Lauf des *Rio Pecos* eine ganz besondere Rolle, liegt an diesem Flusslauf doch das Pueblo Winnetous und seiner Apachen. Als die Teilnehmer des ersten Karl May-Symposions in Lubbock, Texas (also im *Llano Estacado* …) im Herbst 2000 in Richtung *New Mexico* unterwegs waren, ging ein wahrer Aufschrei durch den *Greyhound-Bus*, als die Busfahrerin beiläufig sagte: „Gerade überqueren wir den *Rio Pecos* …!" Der Bus musste anhalten, und über 40 deutsche Erwachsene jeden Alters sahen verträumt in ein ansonsten unspektakulär fließendes Gewässer.

Denn dies war, wie wir alle wissen, ein markanter Punkt in jenem Teil der Welt, in dem *Old Shatterhand* seine Initiation durchläuft, einen Grizzly mit blankem Messer erlegt, ein wildes Pferd mit dem Lasso fängt und einen gewaltigen Büffel-Bullen (oder sogar zwei) aus nächster Nähe durch das Auge erschießt, um dann mit einem gezielten Faustschlag auch noch seinen Kriegsnamen zu erwerben …

Jedenfalls gibt es im ›Wilden Westen‹ privilegierte Gegenden und Ecken, wo wir sozusagen jeden Fußbreit kennen; wo man Gewehre an ihrem Klang beim Abfeuern eines Schusses erkennt, wo „Greenhorns" sich bewähren und zu berühmten (West-) Männern werden können, und wo berühmte „Westmen" wie *Old Shatterhand*, *Old Firehand* und andere *Oldies* hinter „Indsmen" her sind (oder umgekehrt), und alle miteinander mit ihren Gewehren so kunstfertig umgehen, als kämen sie geradewegs aus einer ›Wild West Show‹ des *Buffalo Bill*.

Eine dieser deutschlandweit bekannten Ecken des ›Wilden Westens‹ ist etwa der gerade erwähnte *Llano Estacado*, jene wohlbekannte „Sahara der Vereinigten Staaten", in der schurkische „Stakemen" die Wegmarkierungen verändern, um die Wagenzüge irre zu führen. Als Kollegin Meredith McClain im Sommer 1979 als Fulbright-Stipendiatin in Deutschland weilte und einmal zwecks sozialer Kontaktpflege mit den andern Fulbright-Stipendiaten des Jahrgangs zu einer Tagung nach Bonn eingeladen war, widerfuhren ihr merkwürdige Dinge. Irgendwann sollten die Teilnehmer sich der Reihe nach mit Namen und Herkunftsort vorstellen, was eine eher langweilige Veranstaltung zu werden versprach. Frau McClain litt dabei insbeson-

dere ein wenig darunter, dass sie aus *Lubbock* kam, aus einer Gegend des Staates Texas nämlich, die selbst in den USA kaum jemand kennt. Als sie eben dies Lubbock aber erwähnte („Lubbock, die Hauptstadt des sogenannten *Llano estacado*“), passierte es:

> Ich war völlig verblüfft, als die deutschen Teilnehmer sofort darauf reagierten und Fragen stellten über Verbrecherbanden, deren Mitglieder irgendeine Sorte von Pfählen irgendwann im vorigen Jahrhundert aus der Erde um Lubbock gezogen hatten. Nach der offiziellen Sitzung fragte ein deutscher Politiker sehr gezielt nach den Indianern und den Oasen im Llano estacado. Es war mir höchst peinlich, überhaupt keine Ahnung von diesen anscheinend wohlbekannten Tatsachen […] zu haben (McClain 1994, 300).

Was die Kollegin damals nicht wissen konnte: Karl May hat den Deutschen ›ihren‹ Wilden Westen geschenkt. Niemand hat gegen Ende des 19. Jahrhunderts und bis heute das Bild der Deutschen von Nord-Amerika nachhaltiger geprägt als dieser Karl May. Wir alle *kennen* den ›Wilden Westen‹, weil wir Karl May gelesen haben. Und kennen deshalb auch den *Llano estacado*.

Die „Sahara der Vereinigten Staaten“

Aber kennen wir ihn wirklich? Erinnern wir uns an eine der vielen, inhaltlich kaum variierenden Schilderungen des *Llano Estacado* bei Karl May:

> Zwischen Texas, Neu-Mexiko, dem Indianer-Territorium und dem nach Nordosten streichenden Ozarkgebirge liegt eine weite Landesstrecke, über welche die Natur nicht weniger Schauer gelegt hat, als wie dergleichen die asiatische Gobi oder die afrikanische Sahara dem Menschen furchtbar machen. Kein Baum, kein einsamer Busch giebt dem brennenden Auge einen willkommenen Anhaltepunkt; kein Hügel, keine einzige namhafte Erhöhung unterbricht die todesstarre, eintönige Ebene; kein Quell erquickt die lechzende Zunge und bringt Errettung vor dem Verschmachten, dem Jeder anheimfällt, der aus der Richtung geräth und den Weg verfehlt, welcher nach den Bergen oder einer der grünenden Prairien führt. Sand, Sand, wieder Sand und nichts als Sand ist hier zu sehen … (May 2003, 6561)

Manches davon klingt ganz wohl informiert und beschreibt recht gut die Realität dieses Landes (vgl. Flores 2004), einer hochgelegenen, fast unmerklich geneigten, unendlich ebenen *mesa*, deren Fläche größer ist als die aller Neu-England-Staaten zusammen. Seit dem 16. Jahrhundert wiederholen sich in der Beschreibung des *Llano Estacado* bestimmte Wahrnehmungen, deren Echo man dann auch bei Karl May zu vernehmen meint. Denn der *Llano* gilt bis heute immer wieder als der „flachste Ort der Erde“ (Flores 2004), und schon die Männer des Francisco Vasquez de Coronado, die 1541 als erste Weiße den *Llano* durchzogen, fanden ihn so flach, „dass sie zwischen den Beinen der Bisons den Himmel sehen konnten“ (Blakeslee 2004); noch heute wird einem mit Begeisterung der Baum gezeigt, der als erster – von Menschenhand – erst nach 1870 auf dem *Llano* gepflanzt wurde; und schon seit Coronados Zeiten findet sich immer wieder der Vergleich mit dem Meer. „Weit, wie der unermeßliche, endlose Ozean, breitete sich die Wüste aus …“, heißt es bei Karl May, aber schon Coronado erinnert sich in seinem Bericht an

die spanische Krone, der *Llano* sei „so ohne alle Orientierungspunkte, als ob wir uns auf dem offenen Meer befunden hätten“, und muss erleben, dass sich gelegentlich einer seiner Soldaten verläuft und auf Dauer verschwunden bleibt.[1]

Das Wesentliche an Mays *Llano* aber ist reine Phantasie. Zwar ist der *Llano* eher niederschlagsarm, durchzieht ihn kein Fluss und gibt es in dieser riesigen Ebene nur wenige Quellen; zwar kennt man in Lubbock gelegentlich auch Sandstürme, bei denen rötlicher Sand aus dem westlichen *Llano* in die Stadt getragen wird. Aber zwischen sandigem Boden und einer Sandwüste ist allemal ein Unterschied: Der *Llano* ist (und war immer) eine semiaride Steppe, dessen Gras die Bisonherden ernährte (während die Bisonjäger, die Comanche, Pawnee oder Kiowa, lieber in den Urstromtälern der Canyons am nördlichen oder östlichen Rand campierten) und deren Boden heute – freilich mit Bewässerung – Baumwolle, Gemüse und einen recht schmackhaften Wein trägt. Und auch die *stakemen* hat Karl May erfunden, jene weißen Bösewichter also, die unbedarfte Auswanderer-Wagenzüge durch Verändern der Wegmarkierungen ins Verderben locken: bis zum *Red River War* im Herbst 1874 (Neely 1995, 130ff.) – am 2. Mai des gleichen Jahres ist Karl May aus dem Zuchthaus Waldheim entlassen worden und hat die seinerzeit geläufige Absicht geäußert: „Will nach Amerika auswandern …“ (Plaul 1976, 151) – sind die Comanche-, Kiowa-, Cheyenne- und Apache-Sippen der *Quanah Parker, Parra-o-coom, Wild Horse, Bull Elk* oder *Mow-way* die unumschränkten Herren auf dem *Llano*, und ziehen keine Auswandererzüge durch den *Llano*. Erst 4 Jahre später, nämlich 1878 (Curry 1979, 151ff.), siedelt sich Hank Smith, geboren als Heinrich Schmitt im Bayerischen Rossbrunn, den Gewohnheiten der Comanche folgend, im *Blanco Canyon* am östlichen Rand des *Llano* an: schlechte Zeiten also für Auswanderertrecks und schurkische *stakemen*. Wir wissen nicht einmal, woher der Name des *llano estacado* stammt und aus welchem Grund er in Gebrauch kommt: *Coronado* berichtet einfach von einer endlosen Hoch-Ebene, eben einem *llano*, und thematisiert auch zum ersten Mal die Schwierigkeit, sich in dieser endlosen Fläche ohne Wegzeichen zu orientieren – aber von eingesteckten Stangen als Wegzeichen, nach Art norddeutscher Moore, ist vor Karl May nirgends die Rede. Der Name *Llano estacado* kommt offenbar erst bei den *Comancheros* des 19. Jahrhunderts in Gebrauch, jenen Mexikanern also, die mit den Indianern der *Comancheria* Handel treiben. Dan Flores, einer der besten Kenner des *Llano estacado*, hat die Frage in seinem Vortrag auf dem Karl May-Symposion in Lubbock angeschnitten und, wie mir scheint, auf ganz neue Art beantwortet:

> Woran dachten also die Comancheros, als sie den Ort *El Llano Estacado* nannten? *Llano* drückt auf Spanisch horizontalen Erdboden recht gut aus, während *estacado* sich auf alles beziehen kann, was mit einem Pfahl zu tun hat – Pfähle, die einen Pfad

1 Blakeslee 2003. Das *Handbook of Texas Online* zitiert aus diesem Bericht: “I reached some plains so vast, that I did not find their limit anywhere I went, although I travelled over them for more than 300 leagues … with no more land marks than if we had been swallowed up by the sea.… there was not a stone, nor bit of rising ground, nor a tree, nor a shrub, nor anything to go by.“

> über eine konturenlose Oberfläche markieren, den Ort ohne Bäume, an dem Pferde an Pfählen angepflockt werden mußten, oder eine Ebene, die so flach war, daß sie an ihren Kanten mit Pfählen abgesteckt zu sein schien. Nach einem 15 km langen Fußmarsch durch eine relikte Llano-Prärie an einem wahnsinnig heißen Junitag 1993 sagt mir mein Gefühl jedoch, daß der Name sich auf das einst monotone Aussehen des Llano bezieht, in dem die *Shortgrass*-Vegetation bis ins Unendliche mit den steifen Blütenstengeln tausender von Yuccapflanzen gesprenkelt war, die wie ganze Heere von in seinen Boden gestoßenen Pfählen aussehen. In Wahrheit wissen jedoch weder ich noch irgend jemand sonst wirklich noch, was *Llano Estacado* über diesen Ort aussagen sollte (Flores 2004).

Was Karl Mays Phantasie zwang, immer wieder Bilder unendlicher Wüsteneien aufzusuchen, vom Verdursten in glühender Sonne oder vom Versinken in Salzseen zu träumen, wissen wir nicht. Wir ahnen aber, woher er die *Llano-Phantasie* hatte. Denn wie alle gewaltigen Schreiber ist auch Karl May ein immenser Leser, und speisen sich seine Traum-Welten immer wieder auch aus literarischen Phantasien, damit einen Grundzug der ›bürgerlichen Literatur‹ realisierend, der auf deren Ahnherrn Richardson und Rousseau zurückgeht.

In dem Roman *The Skalp-hunters* (1851) des Iren Mayne Reid zieht der Held und Abenteurer *Henry Haller* mit einer Handelskarawane über den *Santa Fé Trail*, gerät unweit des *Río Grande* einige Tage später unter dramatischen Umständen in eine schreckliche Sandwüste,[2] wird durch einen Tornado hochgewirbelt und von seinem Begleiter getrennt, verirrt sich rettungslos, gerät ans Verdursten, und wird *in extremis* wie durch ein Wunder gerettet … Aber da ist *Henry Haller* auf der *jornada del muerto* südlich von *Santa Fé* und *Socorro*, also einem Abschnitt der Karawanenstraße zwischen *Santa Fé* und *El Paso* unweit der Salzwüste von *White Sands*. Zwar berührt der *Santa Fé Trail* den Norden des *Llano estacado*, aber zwischen dem *Llano* und der *Jornada* liegt ein ganzes Gebirge, die *Sacramento*-Berge, mit Höhen bis zu 4000 m. Karl May kannte die ›Skalpjäger‹, und sein Kartenmaterial zeigte ihm den (ungefähren) Verlauf des *Santa Fé Trail*, und offenbar faszinierte ihn die Verzweiflungs- und Verdurstensphantasie des *Mayne Reid* – aber die *Sacramento*-Berge hat er, mit dem Finger auf der Landkarte, im Schwung seiner Phantasie glatt übersehen.

Und so ist die Steppe des *Llano* in der deutschen Seele als Sandwüste verblieben …

Go West!

Was aber ist das, was da die Phantasie beflügelt? Was ist der Grund, dass der *Leser* Karl May die Welt, die er da träumt und weiterträumt, in unzähligen literarisierten Phantasien schon findet?

Es ist ein epochales Ereignis: der „große Aufbruch“ (Mittler 1968) nach dem amerikanischen Westen, der nicht nur die Träume der amerikanischen Ostküste in Bewegung setzt, sondern die Träume ganz Europas; und nicht nur eine inneramerika-

2 Auch die Formulierung von der „amerikanischen Sahara“ fällt hier: Reid 1975, 88.

nische Wanderungsbewegung ist, sondern auch eine europäische Auswanderungsbewegung gigantischen Ausmaßes. Ich habe die wesentlichen Daten schon einmal an anderer Stelle (Wolff 1999) zusammengefasst: Zwischen 1820 und 1932 wandern – in großen Wellen, deren Bewegung mit den Wirtschaftskrisen in den europäischen Ländern korreliert – fast 38 Millionen Menschen in die USA ein. Aus Deutschland sind es ca. 6,5 Millionen, mit statistischen Höhepunkten um 1850, 1870 und noch einmal in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts (ca. 1,8 Millionen Deutsche allein in diesem Jahrzehnt). Sie alle wandern, aus dem Oldenburgischen, Hessischen und aus Sachsen, vorzugsweise in den ›Westen‹: in den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts plant der ›Mainzer Adelsverein‹, aus dem damals gerade (vorübergehend) unabhängigen Texas ein deutsches ›Schutzgebiet‹, also ein deutsches Amerika außerhalb der USA zu machen; und um 1850 ist jeder 5. Bürger von Texas ein Immigrant aus Deutschland (Rese 1996, 59). Was sie in den ›Westen‹ zieht, ist ein Mythos und ein Traum: der Traum von der *frontier*, einem Grenzgebiet, das sich im ganzen Verlauf des 19. Jahrhunderts in unvorstellbarem Tempo verändert, verwandelt und nach Westen verschiebt.

Wir machen uns heute keine rechtes Bild mehr davon, wie jung die USA in ihrer heutigen Gestalt und Ausdehnung sind, und mit welcher atemberaubenden Geschwindigkeit sich dieses gegenwärtige Bild erst *im Verlauf des 19. Jahrhunderts* entwickelte. Noch im 18. Jahrhundert sind die USA keine kontinentale Macht, sondern ein Küstenstreifen am Atlantik: eben ›Neuengland‹. Der ›Westen‹ ist in seiner Ausdehnung und Beschaffenheit nicht bekannt: noch im Jahr 1810 „führte kein ausgebauter Weg vom Atlantik zum Ohio“ (Mittler 1968, 14), und macht man sich von den gewaltigen Landmassen im ›Westen‹ noch keine einigermaßen realistische Vorstellung. Am Ende des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges ist die Grenze der USA zu Canada, also dem Königreich England, vertraglich festgelegt worden, aber keiner kennt den Verlauf dieser Grenze wirklich: Man nimmt im Vertrag an, sie gehe vom *Lake of the woods (lac des bois)* „in gerader Linie westwärts, bis zu den Quellen des Mississippi“ (Mittler 1968, 18) – in Wirklichkeit verliefe sie nach diesen Angaben fast von Norden nach Süden. Noch als Lewis und Clark ausziehen, um den Verlauf des Missouri zu erkunden und den Übergang nach Kalifornien zu finden, unterschätzen sie die Ausdehnung der *Rocky Mountains* in grotesker Weise: als sie die Begebenheiten dieser Reise später in Gass’ Tagebuch publizieren, fügen sie eine Amerika-Karte zur Orientierung bei, in der die Darstellung der *Rockies* in phantastischer Weise an die Elefanten und Nashörner erinnert, hinter denen man im 16. Jahrhundert das Nichtwissen über die Verhältnisse Innerafrikas oder Südamerikas verbirgt. Jedenfalls bilden, als Jefferson seine Präsidentschaft antritt, die *Appalachen* und *Alleghanys* die *frontier*; liegt jenseits der Appalachen das *Indian Territory*; gehört Kanada den Engländern (oder genauer: der *Hudson’s Bay Company* und der *North West Company*), die Ufer des Mississippi immer noch den französischen Siedlern, und alles Land weiter westlich des Mississippi bis zu den Ufern des Pazifik dem König von Spanien (die Einwohner von St. Louis sprechen damals Französisch oder Spanisch). Was da weiter westlich liegt, kennt man nicht so genau: Es ist riesig groß, und unvorstellbar menschenleer: Schätzungen zur Zahl der indianischen Einwohner von Texas vor der Besiedlung durch die Weißen liegen

zwischen 40.000 und 130.000, also die Einwohnerzahl einer Stadt wie Regensburgs für eine Region vom Umfang des heutigen Deutschlands und Polens zusammen (Klotzbach 1990, 17).

Dann aber geht es Schlag auf Schlag. Im Oktober 1800 tritt Spanien alles Gebiet nördlich von Texas und westlich des Mississippi an Frankreich ab, das von neuem beginnt, imperiale Träume zu träumen. Freilich gibt es dabei die Zusatzvereinbarung, dass Frankreich dieses neue Louisiana für alle Zeit nicht an eine dritte Macht abtreten dürfe. Aber der Erste Konsul ist in Geldschwierigkeiten und *verkauft* die Ländereien westlich des Mississippi zwei Jahre später für 15 Millionen Dollar an die Amerikaner. Der amerikanische Partner dieses *Louisiana Purchase* heißt inzwischen Jefferson, der schon seit dem Unabhängigkeitskrieg die Idee vertritt, die USA müssten ein Staat werden, der von Meer zu Meer reiche – eine kontinentale, nicht mehr nur eine atlantische Macht. Die Idee ist nicht unumstritten, und der Kongress ratifiziert den Kaufvertrag nur mühsam. Aber nun kommen die Mythen vom *American Progress*, von *Manifest Destiny* und *Frontier* in Gang, schicksalhaft und unaufhaltsam. Liegt das *Indian Territory* zu Jeffersons Lebzeiten noch westlich der Appalachen, so liegt es 1825, noch bevor er stirbt, schon im heutigen Oklahoma. Seit 1830 wird für dieses Land westlich von Arkansas und Missouri und östlich des mexikanischen Territoriums die Bezeichnung *Indianer Territorium* üblich, 1834 verabschiedet der Kongress das *Western Territory Gesetz*. Gegen Anfang des 20. Jahrhunderts wird das *Indianer Territorium* ganz verschwunden sein, und es werden nur *Reservate*, ›Indianerreservationen‹ in Oklahoma übrig geblieben sein. Und längst sind zu diesem Zeitpunkt, nur wenige Generationen nach Beginn des großen Aufbruchs nach Westen, die USA eine atlantische *und* pazifische Macht, sind ›Amerika‹. „Will nach Amerika auswandern …“, heißt im Jahr 1874 eben dies: … will sein Glück im großen Aufbruch nach dem Westen suchen!

Auch die sprachgeschichtliche Entwicklung spiegelt diesen großen Sprung nach Westen quer über den Kontinent. Im Vokabular der *Leatherstocking Tales* sind die *Termini* ›Far West‹ und ›Wild West‹ noch nicht vorhanden. Amerika hat noch keine Perspektive nach Westen: Erst die dritte der *Leatherstocking Tales*, *The Prairie* (1827), entstanden 1826 in Paris, beginnt mit dem epochalen Ereignis des *Louisiana Purchase*. Aber als die zweite, überarbeitete Auflage von *The Prairie* 1832 erscheint, wäre es schon möglich, vom *Far West* zu sprechen: das *Oxford English Dictionary (OED)* belegt die Vokabel seit 1830, vorzugsweise aus Debatten des amerikanischen Kongresses und amerikanischen Zeitungen, auch wenn damals mit *far west* noch Gegenden gemeint sind, die man heute mit ›Mittlerem Westen‹ ansprechen würde (“Formerly applied to areas lying west of the earliest settlements, i.e. to what is now the *Middle West*.”)

Vom ›Wilden Westen‹ – als vom „western part of the U.S. during its lawless frontier period“ (OED) – zu sprechen, ist auch damals noch nicht üblich. Dies bürgert sich erst eine halbe Generation später ein, um 1850 also, und ist nun nicht mehr über Parlamentsdebatten belegt, sondern über literarische Texte: Die Gier und Gesetzlosigkeit der sich nach Westen bewegenden *frontier* erfüllt die Phantasien des Ostens. Die ersten Belege des OED für den Begriff des *wild west* stammen aus dem Roman

Shirley der Charlotte Brontë (1849) – und aus den *Scalp-hunters* des Mayne Reid (1851).

Eben diese *Scalp-hunters* aber sind, wie wir gerade gesehen haben, eine der wichtigsten Quellen für den ›Wilden Westen‹ Karl Mays. Womit wir endlich wieder bei Karl May angelangt wären.

Couleur locale

Couleur locale benennen Theoretiker der französischen Romantik jene stilistischen Techniken und inhaltlichen Verfahren, mit denen – auf dem Weg zum *Realismus* in der Literatur – Authentizität in Gefühl und Wirklichkeitsbeschreibung hergestellt werden soll. Die *couleur locale* ist – als Antwort auf die klassizistische Idealisierung der Wirklichkeit und deren Reduktion auf das Typische – Teil des *pittoresque*: Von nun an werden Bühnenbilder naturalistisch-wirklichkeitsnah sein, tauchen die Beschreibungen in historisch-realistisches Vergnügen am Detail ein, und charakterisieren sich Ausländer aller Art gelegentlich mit Ausrufen in ihrer Muttersprache. Typographisches Signal an solchen Stellen der Erzählung ist der Wechsel der Schrifttype (in Deutschland von der Fraktur zur Antiqua, im Französischen von der Antiqua zur Kursive), und vor allem in der Erzählebene der Trivialromantik wird dieser stilistische *usus* bis heute beibehalten.

In Aimards Roman *Les Trappeurs d'Arkansas* liest sich das dann etwa so:

> Le jour où commence ce récit, c'est-à-dire le 17 janvier 1817, entre trois et quatre heures de l'après-midi, moment où d'ordinaire la population fait la *siesta*, retirée au fond de ses demeures, la ville d'Hermosillo, si calme et si tranquille d'ordinaire, offrait un aspect étrange. – Une foule de *Leperos*, de *Gambusinos*, de contrebandiers et surtout de *Rateros* se pressait avec des cris, des menaces et des hurlements sans nom, dans la *calle del Rosario*, — rue du Rosaire (Aimard 1862, 8).

Auch Karl May verwendet diese Technik, und übertreibt dabei wie immer: Der Sioux-Gruß „Hau!" (= *Howgh!*) wird ihm zum generellen Indianergruß aller „Stämme und Völker", und für Elemente und Brocken aus Indianersprachen stützt er sich zwar fachkundig auf Albert S. Gatschet (1876), das zu seiner Zeit eine höchst respektable Quelle ist (und noch heute in Mays Bibliothek vorhanden ist; Bibliothekskatalog Nr. 925), aber es stört ihn nicht, die Namen und Ausdrücke aus einzelnen Indianersprachen fallweise wild durcheinander zu mischen.

Noch eindrucksvoller aber ist, in der Funktion einer *couleur locale*, jene englische ›Fachsprache‹ des ›Wilden Westens‹, die Karl May erfunden hat und die uns als ›Amerikanisch‹ vertraut ist, obwohl es sie nie wirklich gegeben hat. So beginnt etwa *Winnetou I* mit einer ausführlichen und für die meisten Leser unvergesslichen Erläuterung dessen, was ein *greenhorn* ist:

> Lieber Leser, weißt du, was das Wort Greenhorn bedeutet? – – eine höchst ärgerliche und despektierliche Bezeichnung für denjenigen, auf welchen sie angewendet wird. / *Green* heißt grün, und unter *horn* ist Fühlhorn gemeint. Ein Greenhorn ist demnach ein Mensch, welcher noch grün, also neu und unerfahren im Lande ist und seine Fühlhörner behutsam ausstrecken muß, wenn er sich nicht der Gefahr aussetzen will, ausgelacht zu werden. / Ein Greenhorn ist ein Mensch, welcher nicht von seinem

> Stuhle aufsteht, wenn eine Lady sich auf denselben setzen will; welcher den Herrn des Hauses grüßt, ehe er der Mistreß und Miß seine Verbeugungen gemacht hat; welcher beim Laden des Gewehres die Patrone verkehrt in den Lauf schiebt oder erst den Propfen, dann die Kugel und zuletzt das Pulver in den Vorderlader stößt …

Es folgt eine lange und unvergessliche Reihung dessen, was ein Greenhorn alles verkehrt machen kann, und endet mit den Sätzen:

> Ein Greenhorn ist eben ein Greenhorn – – – und ein solches Greenhorn war damals auch ich. / Aber man denke ja nicht etwa, daß ich die Ueberzeugung oder auch nur die Ahnung gehabt hätte, daß diese kränkende Bezeichnung auf mich passe! O nein, denn es ist ja eben die hervorragendste Eigentümlichkeit jedes Greenhorns, eher alle andern Menschen, aber nur nicht sich selbst für ‘grün’ zu halten (May 2003, 50285).

Das alles ist nicht ganz unrichtig, aber eben doch ›knapp daneben‹. Das Wort *greenhorn* ist im heutigen Amerikanisch sehr ungebräuchlich geworden. Aber die Wörterbücher kennen das Wort wenigstens noch, und auch heutige Amerikaner tun dies. *Roget's Thesaurus* von 1995 listet eine ungewöhnlich lange Reihe von Synonymen auf: „abecedarian, beginner, fledgling, freshman, initiate, neophyte, novice, novitiate, tenderfoot, tyro. *Slang* : rookie.“

Das *Oxford English Dictionary (OED)* belegt dann, ein wenig zweifelnd, für das 15. Jahrhundert die Bedeutung „an appellation given to an animal, ? orig. to an ox with ‘green’ or young horns“. Heutige Sprecher kennen diese alte Bedeutung noch: “a cattleman's term for a calf whose horns have not yet developed fully”.[3] Im 18. Jahrhundert ist das Wort auch in der Bedeutung „recently-enlisted soldier; a raw recruit“ belegt (OED). Die meisten Belege für *greenhorn* (wie auch für *greenhornism*) aber liefert das OED für das 19. Jahrhundert, nun generalisierend: „a raw, inexperienced person, esp. a novice in a trade; an *ignoramus*; hence, one easily imposed upon, a simpleton”, und verweist dabei zusätzlich auf das Wort *greener*, das dabei aus dem Deutschen ›Grüner‹ („cf. German. *ein grüner*, a ‘green’ one“) abgeleitet wird: “a ‘green’ or inexperienced workman; a raw hand: esp. a foreigner who has recently arrived in the country in search of work.”

Fasst man all dies zusammen, so könnte es, vorsichtig interpretiert, Folgendes bedeuten:

– Karl Mays Einfall, der Bestandteil *-horn* könnte etwas mit „Fühlhorn“ (Schnecke, Insekt) zu tun haben, geht ziemlich weit daneben. In *diesem* Sinn war *greenhorn* nie ein amerikanisches Wort. Der Erfahrungshintergrund der Rinderzucht mochte da schon eher einschlägig sein *(cattleman's term)*, war aber wiederum Karl May nicht zugänglich.

---

3 George Alexander in einer Diskussion auf der KMG-Liste am 2. Jan. 2003, 14:42. – Möglicherweise ist, im *cattle*-Land Amerika, das Wort noch gebräuchlicher: Das *American Heritage Dictionary* in der 4. Auflage aus dem Jahr 2000 gibt an: “*greenhorn* = **1.** An inexperienced or immature person, especially one who is easily deceived. **2.** A newcomer, especially one who is unfamiliar with the ways of a place or group, und gibt dazu die Etymologie an: Middle English *greene horn*, horn of a newly slaughtered animal”.

– Weiterhin leuchtet ein, dass die USA als das hervorragendste Einwandererland des 19. Jahrhunderts einen großen sprachlichen Bedarf an Ausdrucksmöglichkeiten für die Eigenschaft ›unerfahren, Anfänger‹ etc. hatten; die große Liste von Synonymen in diesem Bereich spricht für sich.
– Wiederum wäre gut verständlich – auch wenn dies im einzelnen vermutlich nicht mehr belegbar ist –, dass die Immigrantengruppe der Deutschen (die Deutsch-Sprachigen sind, zusammen genommen, die größte Einwanderergruppe in die USA im 19. und 20. Jahrhundert) zum Vokabular der Amerikaner in der Synonymen-Liste der ›Anfänger‹ und ›Unbedarften‹ besonders beiträgt. Die deutschstämmigen Neubürger haben in diesem Fall das Wort ›Grüner‹, das sich in den USA zum *Germanicismus (greener)* mausert, sich dabei mit einem alten *cattleman's term* verbindet und ihn wiederbelebt: *greenhorn*.

So ungefähr hätten das wohl unsere akademischen Lehrer seinerzeit erklärt, die mit der Sprachgeschichte noch die Kulturgeschichte im Blick hatten. Und was wir sonst über die Quellen und Inspirationsmöglichkeiten von Karl May wissen, widerspricht dem nicht sonderlich. Ein Beleg für das Wort *greenhorn* findet sich in Mays Bibliothek in F. G. Ruxtons *Leben im fernen Westen* (Übers. von C. B. Lindau), Dresden 1852.[4] Und noch präziser als Quelle für Karl Mays Sprach-Phantasien böte sich ein Artikel in der *Gartenlaube* des Jahrgangs 1859[5] an. Der Artikel ist anonym erschienen, trägt die Überschrift ›Grünhörner‹ (das englische *greenhorn* taucht in dem Artikel nicht auf), und führt zu diesem Thema etwa Folgendes aus:

> Die Amerikaner, welche eine solche Vorliebe für Spitznamen haben, … haben auch für den Europäer in der ersten Zeit seines Aufenthalts in der neuen Welt, wo er sich wenig oder gar nicht in die neuen Verhältnisse zu schicken weiß und, als hätte er wirklich Hörner, überall anstößt, den Namen „Grünhorn" erfunden.

Diese Formulierung schließt noch nicht aus, dass es sich um einen *cattleman's term* handelt, stellt aber die assoziative Verbindung von *-horn* zum Rinderhorn nicht mehr explizit her. Dass Karl May jedoch gerade diesen Artikel gekannt und als Inspirationsquelle genutzt hat, ergibt sich aus der weiteren Formulierung: „Jedes Grünhorn lebt in der vollen Überzeugung, daß es kein Grünhorn sei, und nimmt diese Benennung sehr übel auf."

Bis zu dieser Stelle mag das alles noch angehen. Dass in einem ›multi-kulturellen‹ Einwandererland wie den USA sprachliche Interferenzen und sprachgeschichtliche

---

4 In Ruxtons englischem Text steht *freshmans*, das Lindau mit *Frischlinge* übersetzt und mit der Anmerkung *Greenhorns = unkundige Neulinge* präzisiert. – Dresden bei Radebeul ist, wir erinnern uns, im 19. Jahrhundert die deutsche Hauptstadt der Kolportage, und Sachsen eines der Zentren der deutschen Emigration. – Ich verdanke diesen und den folgenden Quellen-Hinweis Hans Grunert, Kustos der Karl May Bibliothek in der *Villa Shatterhand* in Radebeul.

5 Karl May ist zu diesem Zeitpunkt im Lehrer-Seminar in Waldenburg und hat, nach eigenen Angaben, im Jahr zuvor seine erste eigene Wild-West-Phantasie an die Redaktion der *Gartenlaube* gesandt haben, sie aber zurück erhalten.

Einflüsse, bzw. Sonderentwicklungen aller Art entstehen, ist nichts Neues: Bis heute sind die deutschen Einflüsse im Texanischen Amerikanisch (oder dem von Illinois) unüberhörbar. Das *greenhorn* als missverstandener *Germanicismus* wäre da eher spaßig.

Was aber ist, wenn ein *greenhorn* reitet und schießt wie ein Teufel, oder sonst wie erwachsen wird und sich bewährt? Dann wird aus ihm, wie wir alle wissen, bald ein *Westmann*: „Entweder Ihr habt den Teufel, Sir, oder Ihr seid zum Westmann rein geboren. So habe ich noch kein Greenhorn schießen sehen!“, sagt *Mr. Henry, the Gunsmith*, zu dem, der bald Old Shatterhand werden wird (May 2003, 50302).

Aber eben diesen *Westmann*, der daher kommt wie eine Art Berufsbezeichnung, hat es – als Sache wie als Wort – nie gegeben. Sowenig übrigens wie den *indsman*, der auch nur im Sächsischen vorkommt, aber nie und nimmer im Englischen. Selbstverständlich haben sich über das Leben in der amerikanischen Wildnis eine Reihe von Berufsbezeichnungen entwickelt, denen auch noch der Beigeschmack des ›typisch Amerikanischen‹ anhaftete: Ein *hunter* (französisch: *chasseur*, deutsch: *Jäger*; im amerikanischen Englisch oft auch *huntsman* oder *hunterman* genannt, vgl. OED) war immer einer, dessen ›Beruf‹ schon in der Geschichte des europäischen Feudalwesens war, eine größere Anzahl von Menschen – einen Feudalhof, die Bewohner einer Burg etc. – mit Wildpret zu versorgen, und der nun dieselbe Aufgabe gegenüber einer militärischen Truppe, einer Expedition oder einer Handelskompanie erhält; und wenn dieser Jäger den anspruchvollen europäischen Pelzmarkt mit ›Rauchwerk‹ versorgt und dazu die Pelztiere in Fallen (französisch: *trappes*) fängt, ist er ein *Trapper*. Ein *coureur* (*coureur des bois*, ›Waldläufer‹) ist dann ebenso schon im französischen Canada einer, der (berufsmäßig) in dieser unermesslichen Wildnis für die Übermittlung von Nachrichten sorgt; und einer, der sich berufsmäßig als Viehhirt verdingt (was schon deshalb eine neue Profession ist, weil man so riesige Rinderherden in Europa nie gekannt hat), ist im spanischen Westen ein *vaquero* und in Texas ein *cowboy*. Wenn einer in den Wäldern Neuenglands oder den Prärien von Texas siedelt, so ist er ein *settler*. Will man ausdrücken, dass dieses ›Siedeln‹ stattfindet an der nach Westen vorrückenden Grenze der Zivilisation jenseits des Mississippi, so spricht man von einem *frontiersman* (oder *-woman*). Und will man ausdrücken, dass einer *jenseits der Grenze (der Zivilisation)*, also quasi ›im hintersten Wald‹ siedelt, so spricht man von einem *backwoodsman* oder wohl auch gelehrter von einem *pioneer*, und als dieses *jenseits der Grenze* dann nicht mehr in den westlichen Wäldern, sondern in den *great plains* liegt, von einem *plainsman*; und noch später, als es in den *Rocky Mountains* liegt, von einem *mountain man*:[6] Immer sind es Bezeichnungen, die von der Profession, der Art des Lebensunterhalts künden, oder aber von der Topographie und der strukturellen Ferne zur Zivilisation. Aber allein aus der sozialen Vereinzelung und aus der Ferne zur Zivilisation eine Profession zu machen; und diese Profession auszufüllen mit allen phantastischen

6 vgl. OED, *mountain man*: “1851 M. REID *Scalp-hunters* XX, These were the trappers, the prairie hunters, the mountain men; 1910 C. H. J. DOUGLAS in F. Parkman *Oregon Trail* 338 Mountainmen, a well-defined class of backwoodsmen”.

Inhalten mittelalterlichen Rittertums (denn ein richtiger *Westmann* schützt Witwen und Waisen, verteidigt die Schwachen und Hilflosen, bestraft die Bösen und durchzieht solchermaßen ›den Westen‹ auf der Suche nach Heldentaten); und dann aus der Profession einen Ort narzisstischer Bewährung zu machen: das ist vor Karl May keinem eingefallen. Zwar gab es, in Texas und anderswo, sesshafte Angloamerikaner, die erstaunt so manchen deutschen Immigranten betrachteten, den es unstet ›umtrieb‹, von Ort zu Ort, und für den offenbar der Weg das Ziel war; sie benennen dies bis heute mit dem *Germanicismus* ›Wanderlust‹, in tiefem gutturalem Texanisch ausgesprochen als ›Wonderlast‹, und halten diese ›Wanderlust‹ nach Handwerksburschen-Art immer noch für einen deutschen Urtrieb. Aber das Wort *westman* gibt es im Amerikanischen bis heute nicht, so wenig wie das Wort *indsman*.

Vermutlich hat Karl May dieses Wort der ›Fachsprache Wilder Westen‹ sogar selbst erfunden. Er benutzt es zum ersten Mal – schon als quasi ›eingeführtes Vokabular‹ – in der Erzählung *Wanda*, die 1875 in der Zeitschrift ›Der Beobachter an der Elbe‹ erscheint (Redakteur: Karl May) und später, 1880, in der Zeitschrift ›All-Deutschland!‹ den Titel *Die wilde Polin* tragen wird:

> Du hast die Büchse auf einen Westmann gerichtet und damit nach Savannenrecht die Klinge erworben. […] Der Westmann braucht keine Polizei, er richtet selber, was es zu richten giebt, und wer sich da hineinmengt, den weist er mit dem Bowiekneif zurück! (May 2003, 376 und 486)

Schon im gleichen Jahr ist ihm das Wort geläufig in der (ersten *Winnetou*-) Erzählung *Old Firehand*, heute besser bekannt als Teil von *Winnetou II* (1893): „Jeder Westmann ist zu dem bereit, was ich getan habe, und es geschehen noch ganz andere Dinge als das ist, was Ihr da erwähnt.“ (May 2003, 6065). Und wie selbstverständlich Karl May mit dieser von ihm selbst entwickelten ›Fachsprache‹ umgeht, wird am besten deutlich, als er gegen Ende der 70er Jahre Gabriel Ferrys *Coureur des bois* in deutscher Übersetzung *für die Jugend bearbeitet*. Die Bearbeitung erscheint 1879, Karl May hat dazu *grosso modo* die Übersetzung von Füllner benutzt,[7] fühlt sich aber nicht nur als Bearbeiter (der den voluminösen Roman geschickt auf lesbares Normalmaß bringt, nicht ohne gleichzeitig in den 80er Jahren selbst Voluminöses in die Welt zu setzen, nämlich die eigenen unendlichen, und unendlich verwickelten Kolportage-Romane), sondern auch als ›Übersetzer‹. Im Erstabdruck der *Winnetou*-Erzählung *Deadly dust* von 1879/80, die später größtenteils in *Winnetou III* eingeht (Plaul 1988, Nr. 126), heißt es nämlich:

> Wir hatten die Apacheria durchritten, jenen Boden, den der Liebhaber von Abenteuerromanen beinahe klassisch nennen könnte, da der berühmte »Waldläufer« von Gabriel Ferry auf demselben spielt, und mich selbst mußten diese weiten, vom Rio Gila

7 Zu identifizieren an der berühmten Santillo-Decke um Winnetous Hüften, die eigentlich eine Saltillo-Decke sein müsste. Vgl. R. Schmid in Ferry/May 1987, N3. – Der Erfolg des Romans von Ferry, erschienen 1851, ist in ganz Europa phänomenal: In Deutschland gibt es in kürzester Zeit nicht weniger als vier voneinander unabhängige Übersetzungen (Füllner, Grieb, Wesché, Kühne; vgl. Haefs 1989).

> durchzogenen Gründe auf das Lebhafteste interessiren, da ich diesen „Waldläufer“ vor Kurzem erst im Gewande einer Umarbeitung aus dem Französischen in das Deutsche übertragen hatte (May 1997, 162).

Und so ganz falsch ist das gar nicht, denn Karl May setzt, vor allem in den intensiv bearbeiteten Teilen, seine eigene ›Fachsprache‹ durch. Die Vokabel „Westmann“ taucht systematisch in der *Waldläufer*-Bearbeitung relativ spät auf, nämlich in Kapitel X (›Die Verfolgung‹), und wird dort benutzt für den Yankee Wilson (May 2003, 7400), den ein spleeniger und mit seinem Skizzenblock beschäftigter Lord Wallerstone angemietet hat, um sich im ›Wilden Westen‹ gegen Risiken zu ›versichern‹. Dieser Wilson wird im französischen Original als *chasseur* (professionelle Zuordnung) bezeichnet, und in den deutschen Übersetzungen als *Jäger*; bei Karl May jedoch als *Westmann*.

Sogar das Grimmsche Wörterbuch führt, wenn auch auf verschlungenen Wegen, auf Karl May, wenn es (im Band 29, Spalte 648) unter dem Stichwort „**WESTMANN**, m.“ einträgt:[8]

> 1) *abenteurer im ‘wilden westen’ Nordamerikas, trapper*: old Shatterhand, old Surehand und andere westmänner ... wurden allgemein bekannte gestalten PLISCHKE *von Cooper bis Karl May* (1951) 114; *vgl.:* wildwestmänner *ebda* 121.

Womit wir selbstverständlich wieder bei Karl May wären: Plischkes Darstellung ist eine gute, weil relativ frühe Referenz für die Geschichte des Indianerromans, aber sowohl Text wie Kontext machen an dieser Stelle schnell klar, dass auch er seine Terminologie bei Karl May gelernt hat. Warum Linguisten, wenn sie ihre Belege schon nicht selbst erfinden, diese dann lieber aus der (›objektiveren‹, ›seriöseren‹?) historischen Darstellung nehmen, anstatt sich bei den Autoren selbst zu bedienen, kann nur vermutet werden: Wir befinden uns mit unserem Autor eben in jener literarischen Sphäre, die man seit einiger Zeit als ›Massenkommunikation‹ bezeichnet, und die – immer noch – nicht so richtig geschätzt wird. Wie sagte doch schon Ernst Bloch: „Karl May gilt als anrüchige Sache, höchstens als Ulknummer ohne literarischen Wert (Bloch 1983, 28).

Old Shatterhand, Old Firehand, Old Death und andere Oldies …

Greifen wir nun noch – bevor wir uns um *Erklärungen* bemühen – zu einer andern Kategorie von Beispielen, in denen es nicht mehr um die ›Fachsprache Wilder Westen‹ geht, sondern um stereotype Vorstellungsinhalte, also feste Phantasie-Bausteine dieser Welt des ›Wilden Westens‹. Unser Ausgangspunkt liegt freilich noch in einem Bereich, in dem sich sprachliches und Vorstellungs-Stereotyp mischen. Erinnern wir uns dazu an den ersten Band des *Winnetou*, der unser aller Bild des „Westens“ präfiguriert hat. Es spricht der Ich-Erzähler:

> Ueberhaupt wird eine Bemerkung über das Wort old, alt, hier am Platze sein. Auch wir Deutschen bedienen uns dieses Wortes nicht bloß zur Bezeichnung des Alters, sondern oft auch als sogenanntes Kosewort. Eine ‚alte, gute Haut‘, ein ‚alter, guter

8 Hier zitiert nach der online-Version des DWB: http://germa83.uni-trier.de/DWB.

> Kerl‘ braucht gar nicht alt zu sein; man hört im Gegenteile oft sehr jugendliche Personen so nennen. Und auch noch eine andere Bedeutung hat dieses Wort. Es kommen im gewöhnlichen Verkehre Ausdrücke vor wie: ein alter Lüdrian, ein alter Brummbär, ein alter Wortfänger, ein alter Faselhans. Hier dient ‚alt‘ als Bekräftigungs- oder gar als Steigerungswort. Die Eigenschaft, welche durch das Hauptwort ausgedrückt wird, soll noch besonders bestätigt oder als in höherem Grade vorhanden hervorgehoben werden.
> Grad so wird auch im wilden Westen das Wort Old gebraucht. Einer der berühmtesten Prairiejäger war Old Firehand. Nahm er seine Büchse einmal in die Hand, so war das Feuer derselben stets todbringend; daher der Kriegsname Feuerhand. Das vorangesetzte Old sollte diese Treffsicherheit besonders hervorheben. Auch dem Namen Shatterhand, den ich bekommen hatte, wurde später stets dieses Old beigegeben (May 2003, 50529).

Der geneigte Leser wird es, inzwischen vorgewarnt, schon ahnen: Alles frei erfunden. Natürlich gab es im ›Wilden Westen‹ nie berühmte ›Westmänner‹ wie ›Old Firehand‹ oder ›Old Shatterhand‹. Und es gab auch niemanden im ›Wilden Westen‹, der das Beiwort *Old* als eine Art Adelstitel für verdiente ›Westmänner‹ gebraucht hätte. *Native speakers* von heute äußern sich dazu eindeutig: “That is something I have not encountered in any other stories about the West that I have read (in English). Nicknames starting with “Old” can certainly be found in many books, but they are always the names of characters who really are *old*.”[9]

Geben wir ein Beispiel. In Mayne Reids *Skalpjäger* gibt es einen alten Jäger, der ›Rube‹ heißt, und sich auch selbst – wenn er wieder einmal von sich in der dritten Person spricht – gelegentlich „den alten Rube“ nennt. Dieser ›Old Rube‹ (wie er im englischen Original also hieße …) kommt einem Karl-May-Leser aus vielen Gründen bekannt vor (vgl. Reid 1975, 98ff.): Er ist irgendwann einmal skalpiert worden (wie Sam Hawkens), und hat bei einer andern Gelegenheit beide Ohren verloren (wie Sans-ear), und irgendwann auch den kleinen Finger der rechten Hand; er trägt einen vielfach geflickten, selbstgefertigten, ledernen Jagdrock und reitet eine uralte, fast kahle Stute mit langen Maulesels-Ohren. Und natürlich kennt er jeden Trick, und ist erfahren in Rat und Tat. Dass er aber der ›alte Rube‹ genannt wird, hat wirklich mit seinem physischen Alter zu tun: „Stehe fest, alter, dürrer Sünder“, sagt Garey anlässlich eines Wettschießens zu ihm (ebd. 100); und beim ersten Auftreten wird sein Alter mit „etwa 60 Jahren“ angegeben. Die Begründung, die Karl May für den Beinamen ›Old‹ angibt, ist also – selbst wenn sie ihm, wozu es Verdachtsmomente gibt, bei der Lektüre von Mayne Reid eingefallen sein sollte – frei erfunden; fabuliert, wie von einem Kind – eine Kinderei …!

Es gibt unzählige andere Stellen und Gelegenheiten, wo Karl May ›Geschichten erfindet‹, die fester Bestandteil unseres ›Wilden Westens‹ geworden sind, und doch bei näherer Betrachtung nicht als Beschreibung einer Wirklichkeit Bestand haben, sondern anmuten wie eine große Kinderei. Man erinnere sich an Karl Mays be-

9 George Alexander [galex49@hotmail.com] auf der KMG-Liste am 23. Dezember 2002.

rühmte ›Theorie von den auffälligen Pferdefarben‹, etwa in der Beschreibung seiner ersten Mustang-Herde in *Winnetou I*:

> Welch einen Anblick boten diese herrlichen Tiere! Die Mähnen wehten um die Hälse, und die Schwänze flogen wie Federbüsche im Winde. Es waren höchstens dreihundert Stück, und doch schien die Erde unter ihren Hufen zu zittern. Ein Schimmelhengst flog allen voran, ein prächtiges Tier, welches man sich hätte fangen mögen, aber es wird keinem Prairiejäger einfallen, einen Schimmel zu reiten. So ein helles Tier würde ihn jedem Feinde schon von weitem verraten (May 2003, 50382).

Diese Theorie, wie wir sie einmal nennen wollen, wird an vielen Stellen des Werks auch noch ausgebaut:

> »Da seid Ihr sehr falsch berichtet, Bernard!« meinte ich. »Drüben im alten Lande kommt es wohl vor, daß ein Feldherr einen Lieblingsschimmel reitet, hier aber nicht. Der Indianer ist überhaupt kein Freund der hellen Farben beim Pferde, und kann er schon auf der Jagd keinen Schimmel gebrauchen, weil das Weiß das Wild verscheucht, so bei einem Kriegszuge erst recht nicht. Nur im Winter, wo die Farbe dem Schnee gegenüber als Maske dient, kann es einmal bei einem einzelnen Unternehmen vorkommen, daß man auf einen Schimmel steigt, und dann nimmt auch der Reiter einen weißen Kattun über.« (May 2003, 52103)

Wiederum: nichts davon ist wahr. Die einzige je im ›Wilden Westen‹ und von Indianern selbst gezüchtete Pferderasse, die *Appaloosa*, sind *Schecken (Spotted Horses)*, vom Volk der Numiipu (= Nez Percés) offenbar aus Freude an den dekorativen Farbmustern gezüchtet – auffälligere Pferde sind kaum vorstellbar. Übrigens steht Karl Mays Warnung vor Schimmeln im Gegensatz zu seinen eigenen Vorlieben: Durchforstet man seine Werke auf der Homepage der Karl-May-Gesellschaft mit der vorgesehenen Suchfunktion, so findet man 42 Fundstellen für „Braune“ (obwohl dies in der Natur doch die häufigste Pferdefarbe ist), aber mehr als fünfmal so viele (= 286) Fundstellen für Schimmel.

Am allerhäufigsten freilich (= 528) taucht das Wort „Rappe“ auf, aber das ist eine ganz andere Geschichte und eine Kinderei ganz besonderer Art. In der Tat sind alle ›berühmten‹ und mit Namen bekannten Pferde bei Karl May (außer dem Braunen Swallow, der aber auch später zum Rappen Hatatitla wird) *Rappen*, ob sie nun von Old Shatterhand geritten werden oder von Kara Ben Nemsi (Swallow, der „wackere Mustang“; Hatatitla, Iltschi, Rih, Syrr …). Denn als Karl May nach Radebeul zieht, erlebt er Jahr für Jahr in der Decksaison (Frühjahr) ein eindrucksvolles Ritual und eine Revolution in der sächsischen Pferdezucht, die in aller Munde ist: Alle Bauern südlich und westlich von Dresden führen ihre Stuten zum Decken zum Landgestüt Moritzburg, 15 km nördlich von Radebeul gelegen, und müssen dabei durch Radebeul. In Moritzburg hat man seit Anfang der 70er Jahre Oldenburger Rapphengste als Beschäler eingeführt, und fortan gilt in Sachsen, dass Rappen im Kutschbetrieb, im Reitbetrieb wie vor dem Pflug die schönsten und besten Pferde sind …. (Siebert 2004).

Von den „Wunderrappen“ (Wohlgschaft 1994, 265) zu einem letzten Beispiel: den ›Wunderwaffen‹ (wobei ich nicht ohne Hintersinn in den Jargon Adolf Hitlers verfalle), den „drei besten und berühmtesten Gewehre des wilden Westens“ also (May

2003, 40975). „Die Silberbüchse des Häuptlings Winnetou, den Henrystutzen und den Bärentöter Old Shatterhands – jeder Schuljunge kennt sie“, schreibt Wohlgschaft vollkommen zu Recht in seiner monumentalen Karl-May-Biographie (Ebd.). Die Vitrine mit diesen Gewehren hat im Radebeuler Museum denn auch stets ein beachtliches Publikum.

Die Gewehre haben, jedes für sich, ihre eigene Geschichte: und zwar Phantasie- und Literaturgeschichte gleichermaßen, wie sie Klaus Hoffmann vor nunmehr 30 Jahren ausführlich dargestellt hat (Hoffmann 1974). Die ›Silberbüchse‹, „ein doppelläufiges Gewehr, dessen Holzteile dicht mit silbernen Nägeln beschlagen waren“ (May 2003, 50416), tritt zum ersten Mal auf in Mayne Reids *Skalp-hunters* (1851): Der Maricopa-Häuptling *El Sol* (der seinen Namen möglicherweise aus Sealsfields *Tokeah or the White Rose* herleitet) hat eine Büchse, „deren Schaft reich mit Silber ausgelegt“ (Reid 1975, 96) ist. In Gabriel Ferrys *Coureur des bois* tauchen dann, relativ spät (im 50. von 79 Original-Kapiteln), zwei Bösewichter mit Namen *Main-Rouge* und *Sang-Mêlé* auf, von denen letzterer ein besonders apartes Gewehr sein eigen nennt: „Seine Hand stützte ein auf der Schulter ruhendes langes Gewehr, dessen Schaft und Kolben mit goldglänzenden Kupfernägeln übersät und mit eigentümlichen zinnoberroten Zeichnungen verziert war.“ (Ferry/Kühne 1974, 517)

Als nun Karl May Ende der 70er Jahre Ferrys Roman für die deutsche Jugend zubereitet, hat sich die Phantasie über dieses Gewehr längst verselbständigt. Zum einen ist, in Variation des Urtextes, aus *Sang-Mêlés* dekorativem Schießeisen ein „ganz besonderes Gewehr“ geworden („das beste Gewehr, welches jemals gesprochen hat“, May 2003, 7254), das der positive Held Don Tiburcio an sich nimmt, um damit berühmt zu werden („Dieses Gewehr ist, außer einem einzigen, das beste zwischen Kanada und dem Honduraslande. Es hat einen Werth, den nur der Jäger zu taxiren versteht, und wird von jetzt an mir gehören“, ebd. 6913):

> Nur ein einziges Gewehr gibt es, welches diesem gleicht, und das ist droben in den Rocky Mountains zu finden. Es gehört einem kanadischen Bärenjäger, welcher den Namen *Bois-rosé* führt und in Gesellschaft eines Spaniers allem Wilde und wohl auch jedem Indianer den Tod geschworen hat. Er soll ein Riese sein, der eine Büffelkuh mit den Fäusten niederwirft, und dem kein Mensch gewachsen ist, so weit die Savanne reicht. Er hat noch niemals einen Fehlschuß gethan; die rothen Leute nennen ihn den ‘großen Adler’ … (May 2003, 6913)

Dieser *Bois-rosé* ist einer positiven Heldengestalten und Sympathieträger in Ferrys Roman: An ihren Gewehren sollt ihr sie erkennen …! Und neben den drei weißen Jäger-Helden – Pepe, dem Schläfer, Tiburcio und eben diesem *Bois-rosé* – gibt es dann auch noch den indianischen Helden und Comanche-Häuptling, der bei Ferry *Rayon brûlant* (›Brennender Strahl‹) heißt, während er in Karl Mays Bearbeitung den Namen Falkenauge (von Coopers Indianer-Namen des „Lederstrumpfs“ *Hawkeye*?) erhält, und – obzwar auch er eine der Wurzeln der Winnetou-Figur wird – immer noch Comanche ist. Und eben dieser Comanche, der bei Ferry mit Pfeil und Bogen schießt, hat nun eine – Silberbüchse:

> Im Jagen lud er wieder. Ihre Schüsse hatten ihm gelehrt, daß seine Silberbüchse weiter trage, als ihre Gewehre. Als er fertig war, wandte er sich um. Auch sie luden. So-

> fort brachte er sein Thier zum Stehen, zielte und schoß. Der Vorderste stürzte. (May 2003, 7412)

Eine ähnlich lange, literarische Geschichte hat der sog. ›Bärentöter‹, die „alte Gun“ (May 2003, 50293), von der zu vermuten steht, dass sie sich aus Coopers „la Longue Carabine“ entwickelt hat: das Militär verwendet, so Coopers ausdrückliche Formulierung, kurzläufige Gewehre, der Jäger die Büchse mit langem Lauf (Cooper 1985, 671). Und natürlich führt *Hawk-eye*, der „Lederstrumpf“, eine langläufige Büchse. *Hawk-eyes* Vorbild in der Wirklichkeit aber war Daniel Boone, der einst Kentucky entdeckt und erschlossen hatte, und vielleicht führte diese Assoziation dazu, dass sich in Mays Bearbeitung des Ferry-Textes die *longue carabine* in einen „gute[n], kentucky'sche[n] Bärentödter“ verwandelt (May 2003, 6904). Nicht die Länge des Laufs reizt dabei Mays Phantasie, sondern die mächtige Dimension des phallischen Utensils. So heißt es im *Waldröschen*:

> … an der Palisade lehnte eine jener alten, schmiedeeisernen Büchsen, wie sie vor hundert Jahren in Kentucky gemacht wurden, und die ein gewöhnlicher Mann nicht zu handhaben vermag, so schwer sind sie (May 2003, 10436).

Diese Büchse gehört hier dem Mizteca-Häuptling und „berühmteste[n] Cibolero (Büffeljäger)“ *Büffelstirn* und dient deshalb vorzugsweise der Büffeljagd, aber *Sternau*, der „Fürst des Felsens“ und *over-all-Held* des Romans, der den späteren *Old Shatterhand* in vielen Einzelheiten vorwegnimmt ist, schießt ein ähnliches Kaliber und hat nun schon einen „Bärentöter“, und in einer Erzählung aus der gleichen Zeit[10] schwankt die Bezeichnung zwischen „Büffeltödter“, „Büffelrohr“ und „Bärentödter“ (Hoffmann 1974, 75). Wichtig sind offenbar Größe, Durchschlagskraft und – vor allem – Gewicht:

> »Gut, sehr gut!« sagte der Graf. »Fürst des Felsens hat berühmte Kugelbüchse, Bärentödter; schießt Kugel Nummer Null. Ungeheuer schwer.« (ebd. 11187)

Und wer je das Vergnügen hatte, den ›Bärentöter‹ des Museums in Radebeul in der Hand zu halten, der weiß, dass dies keine leeren Worte sind: das Gewehr, das Karl May bei dem Dresdener Büchsenmacher Oskar M. Fuchs (Hoffmann 1974, 90ff.) 1895 für seine ›Waffensammlung‹ bestellte, hat ein sehr ordentliches Gewicht von 10,4 kg. Es wäre deshalb eigentlich nur von wahren Riesen (und nicht von schmächtigen, eher kleinen Volksschullehrern) sachgerecht zu verwenden und müsste selbst dabei, wie eine Muskete aus früheren Zeiten, auf einer Stütze aufgelegt werden. Einmal ganz abgesehen davon, dass das Kaliber von 23 mm heutzutage eher bei Panzerkanonen Verwendung findet …

Eine ähnlich amüsante und komplizierte Geschichte hat der in Radebeul ausgestellte Henry-Stutzen, die hier nicht noch einmal dargestellt werden muss (vgl. Hoffmann, 79ff. und 95ff.). Fest steht jedenfalls, dass sein Erfinder, der Büchsenmacher Henry aus St. Louis, nicht identisch ist mit Benjamin Tyler Henry, der 1860 das Henry-Repetiergewehr entwickelte, denn letzterer wirkte ausschließlich in New

10 *Unter Würgern* 1878/79.

England. Sein „System Henry“, ein „Mehrlader mit Röhrenmagazin im Vorderschaft“ (Hoffmann, 96), wurde Mitte des 19. Jahrhunderts in den Fabrikaten mehrerer Firmen, darunter Winchester und Mauser, eingebaut. Was denn auch im Radebeuler Museum dem beeindruckten und gerührten Publikum gezeigt wird, ist ein schönes Exemplar einer ›Winchester 66‹, von Karl May erworben über den gleichen Dresdener Büchsenmacher im Jahr 1896.

Und ich muss gestehen: Eigentlich hatte ich, als ich 1989 zum ersten Mal vor der Vitrine stand, irgend etwas von dieser Art auch erwartet. Man kannte schließlich seinen Karl May, auch wenn ich damals noch nicht einmal Mitglied der Karl-May-Gesellschaft war und Hoffmanns Aufsatz noch gar nicht kannte. Den eigentlichen Schock bekam ich deshalb ein paar Jahre später, als ich erfuhr, dass die „drei […] berühmtesten Gewehre des wilden Westens“ – nicht schussfähig sind. Karl May besaß, als Vorbestrafter, keinen Waffenschein.

Der Schock saß tief, und für geraume Zeit …

Gemeinsame Tagträume

Bliebe die Frage: wie kommt das? Wie vermag einer, mit Worten nur und mit Bildern, eine Welt zu schaffen, die stärker ist als die Wirklichkeit? Und dabei eine ›Fachsprache‹ zu erfinden, die es – im wirklichen Englisch – nie gegeben hat? Und die Fantasy-Welt, in der diese Sprache gesprochen wird, mit Landschaften und Gegenständen auszustatten, die uns allen tief in der Seele wohnen – aber in der wirklichen Welt sonst nirgends? Und dabei immer wieder jener Duft nach Kindlichkeit (und gelegentlich sogar Kinderei) zu erschaffen, der über allem liegt?

Im zweiten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts – Freud hatte mit seinen Schriften über die *Traumdeutung* (1900), die *Psychopathologie des Alltagslebens* (1901) und den *Witz und seine Beziehung zum Unbewussten* (1905) die Grundlagen für die psychoanalytische Theorie des Phantasmas gelegt – interessierte sich die erste Generation seiner Schüler verstärkt für Probleme der künstlerischen und literarischen Kreation, indem sie bald über die Gemeinsamkeiten der Phantasietätigkeit in Traum, Tagtraum, Märchen, Mythos und literarisierten Phantasmen nachdachte, bald die jeweils spezifischen Unterschiede herausarbeitete. Freud selbst hatte 1908 in einem Vortrag über den ›Dichter und das Phantasieren‹ (Freud 1908) einen genetischen Zusammenhang zwischen dem Kinderspiel, dem Tagtraum und den Phantasiespielen des Dichters hergestellt. Sein Schüler Hanns Sachs – neben Otto Rank wohl der begabteste Freud-Schüler *in aestheticis* – vervollständigt nun einige Jahre später diesen Gedankengang, indem er die Reihe durch ein neues Zwischenglied – die *gemeinsamen Tagträume* (Sachs 1972) – erweitert und damit die „lückenlose Reihe von Übergängen [in] diesem Modell“ schließt. Sachs erinnert dazu an die weithin bekannte Situation, dass kleine Buben in der Latenzphase der sexuellen Entwicklung (also etwa im Alter zwischen 5 und 7 Jahren) dazu neigen, gemeinsam Geschichten zu erfinden, wobei sich dabei zwischen ihnen eine Rollenteilung von Erzähler und Hörer einstellt. Was da erzählt wird, ist vertraulich und wäre eigentlich peinlich, und der unbewusste Sinn der Geschichten ist den Teilnehmern auch nicht klar; aber die mitgestaltende Zustimmung des Zuhörers macht aus der asozialen, autistischen

Wunschphantasie durch charakteristische Veränderungen ein soziales Faktum und eine mitteilbare Geschichte. So entsteht im gemeinsamen Phantasieren gleichgeschlechtlicher Kumpane, aus dem gemeinsamen, halluzinatorischen Verarbeiten infantiler Traumata das *mitteilbare Phantasma* als die genetische Vorform der literarischen Kreation. Die Zustimmung der Zuhörer wird für den zukünftigen Autor auch zum ersten literarischen Erfolg und quasi zum ›Karriere-Einstieg‹. Viele Autoren – zwischen Rousseau und Thomas Mann – haben solche Erinnerungen berichtet, und auch die Karriere so manches Hochschullehrers mag so begonnen haben.

Das Überraschende ist nun, dass Karl May genau diese Geschichte in seiner Autobiographie auch erzählt. Er war, so berichtet er, die ersten 4 Jahre seines Lebens blind und lernte erst dann sehen. Und etwa zu dieser Zeit waren seine Eltern aus finanziellen Gründen gezwungen, ihr Haus – das heutige ›Karl-May-Haus‹ in Hohenstein-Ernstthal – zu verkaufen und in eine Mietwohnung zu ziehen. Karl May berichtet weiter:

> Nachdem wir zu Miete gezogen waren, wohnten wir am Marktplatze, auf dessen Mitte die Kirche stand. Dieser Platz war der Lieblingsspielplatz der Kinder. Gegen Abend versammelten sich die älteren Schulknaben unter dem Kirchentore zum Geschichtenerzählen. Das war eine höchst exklusive Gesellschaft. Es durfte nicht jeder hin. Kam Einer, den man nicht wollte, so machte man keinen »Summs«; der wurde fortgeprügelt und kehrte gewiß nicht wieder. Ich aber kam nicht, und ich bat auch nicht, sondern ich wurde geholt, obgleich ich erst fünf Jahre alt war, die Andern aber dreizehn und vierzehn Jahre. Welch eine Ehre! So etwas war noch niemals dagewesen! Das hatte ich der Großmutter und ihren Erzählungen zu verdanken! Zunächst verhielt ich mich still und machte den Zuhörer, bis ich alle Erzählungen kannte, die hier im Schwange waren. Man nahm mir das nicht übel, denn ich hatte erst vor Kurzem sehen gelernt, hielt die Augen noch halb verbunden und wurde von Allen geschont. Dann aber, als das vorüber war, wurde ich herangezogen. Alle Tage ein anderes Märchen, eine andere Geschichte, eine andere Erzählung. Das war viel, sehr viel verlangt; aber ich leistete es, und zwar mit Vergnügen. Großmutter arbeitete mit. Was ich in der Dämmerstunde zu erzählen hatte, das arbeiteten wir am frühen Morgen, noch ehe wir unsere Morgensuppe aßen, durch. Dann war ich, wenn ich an das Kirchtor kam, wohlvorbereitet. Unser schönes Buch »Der Hakawati« gab Stoff für lange Zeit. Hierzu kam, daß dieser Stoff sich mit der Zeit ganz außerordentlich vermehrte, doch freilich nicht im Buche, sondern in mir. Das war die sehr einfache und sehr natürliche Folge davon, daß ich nach meinem Sehendwerden die seelische Welt, die durch den Hakawati in mir entstanden war, nun in die sichtbare Welt der Farben, Formen, Körper und Flächen zu übersetzen hatte. Dadurch entstanden unzählige Variationen und Vervielfältigungen, die ich nur dadurch, daß ich sie erzählte, in feste Gestalt und Form zu bringen vermochte (May 1997, 34f).

Macht man sich klar, dass Karl May hier dabei ist, einen Mythos wiederzubeleben: den Mythos vom blinden Dichter, Propheten und Seher? Homer war blind, und galt in der Antike als ›der Dichter‹ schlechthin: alle Welt hörte auf ihn und zog in der Homer-Allegorese aus seinen Phantasien höchste philosophische Lehren. Es gibt heute gute Gründe, Karl Mays Selbstbild in diesem Punkt zu bezweifeln (Zeilinger 2000) und die ›kindliche Blindheit‹ für ein Stück Selbstmythisierung zu halten. Was aber bleibt, ist die Bedeutung der „gemeinsamen Tagträume“ für die Eigenart

seiner Phantasien und seinen späteren, immensen Erfolg. Denn Karl Mays Phantasien sind keine Adoleszenzphantasien, sondern solche der Latenz-Phase, was Arno Schmidt freilich gründlich missverstanden hat (Schmidt 1969; Ohlmeier 1989). Aber Karl May hat in dieser Phase seiner Entwicklung seine ersten großen Bestätigungen erfahren, seine ersten ›Massenerfolge‹ erlebt, und seine Phantasmen haben diesen Zauber der Latenzphase für immer bewahrt.

Literaturverzeichnis

Aimard, Gustave (1862): *Les Trappeurs d'Arkansas*. Paris.

Beutin, Wolfgang (Hrsg.) (1972): *Literatur und Psychoanalyse: Ansätze zu einer psychoanalytischen Textinterpretation*. München.

Blakeslee, Don (2004): „Die einheimische Geographie des Llano Estacado". Aus: McClain, Meredith; Wolff, Reinhold (Hrsg.): *Karl May im Llano Estacado. Symposium der Karl-May-Gesellschaft in Lubbock, Texas (7. bis 11. September 2000)*. Husum (Hansa) 2004, S. 73–88.

Bloch, Ernst (1983): „Die Silberbüchse Winnetous". Aus: Schmiedt, Helmut (Hrsg.): *Karl May*. Frankfurt/M. (Suhrkamp). (= suhrkamp taschenbuch materialien) S. 28–31.

Cooper, James Fennimore: *The Leatherstocking Tales*. Vol. I–II. New York (Library of America) 1985.

Cooper, James F.: *Die Prärie*. Mit einem Nachwort von Rudolf Sühnel. Frankfurt a. M. (Fischer) 1963. (= Fischer Bücherei. Exempla Classica. 87)

Curry, W. Hubert: *Sun Rising on the West. The Saga of Henry Clay and Elizabeth Smith*. Crosbyton (QP&T) 1979.

Ferry, Gabriel (= Bellemare, Louis de): *Le Coureur des bois. Les Aventuriers du val d'or*. Paris (Charpentier) 1850.

Ferry, Gabriel: *Der Waldläufer. Szenen aus dem mexicanischen Waldleben*. Übers. Dr. G. Füllner. Halle (Knapp) 1851.

Ferry, Gabriel: *Der Waldläufer*. Roman. 2 Bde. Nach der Übers. v. H. Th. Kühne. Frankfurt/M. (Fischer Tb.) 1974. (= Das Schmöker Kabinett).

Ferry, Gabriel: *Der Waldläufer. Für die Jugend bearbeitet von Karl May*. Stuttgart (F. Neugebauer. Reprint KMV Bamberg 1987) 1879.

Flores, Dan: „Der »wirkliche« Llano Estacado". Aus: McClain, Meredith; Wolff, Reinhold (Hrsg.): *Karl May im Llano Estacado. Symposium der Karl-May-Gesellschaft in Lubbock, Texas (7. bis 11. September 2000)*. Husum (Hansa) 2004.

Freud, Sigmund: „Der Dichter und das Phantasieren". Aus: Mitscherlich, Alexander u. a. (Hrsg.): *Sigmund Freud: Studienausgabe*, Band X. Frankfurt a. M. (Fischer) 1969. S. 169–180.

Gatschet, Albert S.: *Zwölf Sprachen aus dem Südwesten Nordamerikas. (Pueblos- u. Apache-Mundarten; Tonto, Tonkawa, Digger, Utah)*. Wortverz. Weimar (Böhlau) 1876.

Haefs, Hanswilhelm: *Karl Mays Waldläufer. Spurensuche in Mexiko*. (= Sonderheft der Karl-May-Gesellschaft 80). 1989.

Hoffmann, Klaus: „Silberbüchse – Bärentöter – Henrystutzen, »das sind die drei berühmtesten Gewehre der Welt«. Herkunft, Wirkung und Legende". In: *Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft*, 4. Jg. (1974), S. 74–108.

Klotzbach, Kurt: *Die Solms-Papiere. Dokumente zur deutschen Kolonisation in Texas*. Wyk 1990.

McClain, Meredith; Wolff, Reinhold (Hrsg.): *Karl May im Llano Estacado. Symposium der Karl-May-Gesellschaft in Lubbock, Texas (7. bis 11. September 2000)*. Husum (Hansa) 2004.

May, Karl: *Mein Leben und Streben*. Hildesheim (Olms Reprint, 3. Aufl.) 1997.

May, Karl: *Der Scout – Deadly Dust – Ave Maria*. Hamburg 1997. (= Reprintdruck der Karl May Gesellschaft)

May, Karl: *Karl Mays Werke*. Berlin (directmedia) 2003. (= Digitale Bibliothek. 77)

Mittler, Max: *Der große Aufbruch. Die Eroberung des amerikanischen Kontinents*. Zürich (Atlantis) 1968.

Neeley, Bill: *The Last Comanche Chief. The Life and Times of Quanah Parker*. New York, Chichester, Brisbane u. a. (Wiley & Sons) 1995.

Ohlmeier, Dieter: „Karl May. Psychoanalytische Bemerkungen über kollektive Phantasietätigkeit“. Aus: Sudhoff, Dieter; Vollmer, Hartmut (Hrsg.): *Karl Mays „Winnetou“: Studien zu einem Mythos*. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1989. (= suhrkamp taschenbuch materialien. 2102) S. 341–365.

Plaul, Hainer: *Illustrierte Karl May Bibliographie*. Unter Mitwirkung von Gerhard Klußmeier. Leipzig (Jütte (VOB)) 1988.

Plaul, Hainer: „Resozialisierung durch progressiven Strafvollzug. Über Karl Mays Aufenthalt im Zuchthaus zu Waldheim von Mai 1870 bis Mai 1874“. In: *Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft*, VI. Jg. (1976), S. 105–170.

Plischke, Hans: *Von Cooper bis Karl May eine Geschichte des völkerkundlichen Reise- und Abenteuerromans*. Düsseldorf (Droste) 1951.

Reid, Thomas Mayne: *Die Skalpjäger*. Roman. Neuausgabe Frankfurt/M. (Fischer Taschenbuch Verlag) 1975. (= Das Schmöker Kabinett)

Rese, Beate: *Texas – Ziel deutscher Auswanderung im 19. Jahrhundert*. Pfaffenweiler (Centaurus) 1996.

Sachs, Hanns: „Gemeinsame Tagträume“. Aus: Beutin, Wolfgang (Hrsg.): *Literatur und Psychoanalyse. Ansätze zu einer psychoanalytischen Textinterpretation*. München (Nymphenburger Verlagshandlung) 1972. (= nymphenburger texte zur wissenschaft. 7) S. 65–77.

Schmidt, Arno: *Sitara und der Weg dorthin. Eine Studie über Wesen, Werk & Wirkung Karl Mays*. Frankfurt/M. (Fischer) 1969. (= Fischer Bücherei. 968)

Schmiedt, Helmut (Hrsg.): *Karl May*. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1983. (= suhrkamp taschenbuch materialien)

Sealsfield, Charles: *The Indian chief or, Tokeah and the White Rose* (dt. *Der Legitime und die Republikaner*. Stuttgart 1829.)

Siebert, Barbara: „»Ich saß so ruhig im Sattel wie auf einem Stuhl«. Pferde, Reiten und die Reitkunst im Werk von Karl May“. In: *Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft*, 33. Jg. (2003), S. 87–118.

Sudhoff, Dieter; Vollmer, Hartmut (Hrsg.): *Karl Mays „Winnetou“: Studien zu einem Mythos*. Frankfurt/M. (Suhrkamp) 1989. (= suhrkamp taschenbuch materialien. 2102)

Wohlgschaft, Hermann: *Große Karl May Biogaphie. Leben und Werk*. Paderborn (Igel) 1994.

Wolff, Reinhold: „Projektive Träume. Karl May und der Wilde Westen der Wilhelminischen Epoche“. In: *Studies in the Western*, VII. Jg. (1999), S. 53–75.

Wollschläger, Hans: „Karl May als Leser“. In: *HKA Supplemente 2*, S. 125–135.

Zeilinger, Johannes: „Karl Mays frühkindliche Blindheit – eine Legende?“ In: *Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft*, 30. Jg. (2000), S. 179–194.

Gedenkblatt für die 2006 verstorbenen Mitglieder

(vgl. M-KMG Nr. 147, März 2006, S. 3)

Max Auer
Markt Altdorf
1935–2006

Ernst Botschen
Detmold
1924–2006

Peter Claren
Hamburg
1936–2006

Wolfgang Dohmel
Reutlingen
1939–2006

Klaus Frank
Idar-Oberstein
1958–2006

Hans-Walter Grebe
Vlotho
1914–2006

Manfred Groh
München
1927–2006

Reina Janssen
Lübeck
1949–2006

Hans-Christian Kirsch
(Frederik Hetmann)
Limburg
1934–2006
Nachruf in KMG-N Nr. 149, S. 18

Peter Krumbiegel
Döbeln
1942–2006

Prof. Dr. Theodor Lenckner
Tübingen
1928–2006

Richard Lubos
Dahn
1953–2006

Hans-Ludwig Ludewig
München
1945–2005

Gundolf Schiemann
Hattersheim
1949–2006

Günter Schmitt
Marburg
1941–2006

Prof. Dr. Reinhold Wolff
Bissendorf
1941–2006
Vorsitzender der KMG seit 1999
Nachrufe in KMG-N Nr. 150, S. 3
und M-KMG Nr. 151, S. 1

M. J. Yzerman
Groningen/Niederlande
1954–2006

✝✝✝

Dieter Sudhoff

Maria Hannes schreibt ein Gedicht

Gedanken zu einem Fundstück

Maria Hannes
(Zeichnung von Carl-Heinz Dömken)

Unter allen Menschen, die Karl May begegnet sind, hat ihn vielleicht niemand, selbst seine beiden Ehefrauen nicht, so sehr geliebt und verehrt wie Marie Hannes. Und vielleicht keinem Menschen, außer seiner ersten Frau Emma Pollmer, hat er so weh getan wie diesem jungen und begabten, gutgläubigen und körperlich behinderten Mädchen aus Wernigerode.

Über die merkwürdige, von Nähe und Ferne, Beglückung und Schmerz bestimmte Beziehung zwischen Marie Hannes (1881–1953) und Karl May haben Hans-Dieter Steinmetz und ich 1997 ausführlich in der Dokumentation ›Im Schatten des Lichts‹ berichtet. Auch der weitere Lebensweg von Mays ›Mariechen‹, die sich nach seinem Tod als gereifte Frau und promovierte Germanistin ›Maria‹ nannte, wurde dort an der Hand von Briefen und Erinnerungen mit einigen Streiflichtern beleuchtet. Vieles aus dem späteren, einsamen Leben der Privatlehrerin, Astrologin und Graphologin Dr. Maria Hannes wird freilich immer im Dunkeln bleiben müssen.

Eindrucksvoll bezeugen die wenigen späten Zeugnisse aus dem Leben von Maria Hannes, daß sie trotz aller Enttäuschungen und Kränkungen ihrer Liebe zu Karl May bis zuletzt treu blieb. So bekannte sie gegenüber Klara May am 7. Mai 1936, nie habe sie sich von ihm entfernt: „es wäre gar nicht möglich gewesen – er war und ist ein unveräusserlicher Bestandteil meines ganzen Daseins geblieben“, und noch am 5. März 1950 schrieb sie an Euchar Schmid: „Karl May ist unvergessen“.

Als Maria Hannes sich am 22. April 1936 „nach fast fünfundzwanzig Jahren“ erstmals wieder an Klara May wandte, schrieb sie: „Jeden Tag, wenn ich an den Schreibtisch gehe, fällt mein Auge auf das Bild des Unvergessenen, an den ich mit gleicher Liebe und Verehrung denke.“ Nicht nur in der Erinnerung bewahrte sie also das Bild des geliebten und verehrten Schriftstellers, sie hatte es viele Jahre auch ganz real, in Gestalt eines Fotos von Erwin Raupp, vor sich, und man kann sich vorstellen, daß sie manches Mal, besonders in bedrängenden Situationen, Zwiesprache mit diesem Konterfei hielt. Karl May blieb so für sie lebendig.

Von dieser bleibenden Gegenwärtigkeit Mays zeugt auch ein neuerdings von dem Karl-May-Sammler Walter Rentel aus Paderborn-Dahl entdecktes Fundstück, das wir hier erstmals vorstellen können. Es handelt sich um ein etwas lädiertes Exemplar der im April 1917 erschienenen Erstausgabe des von Dr. E. Schmid im Radebeuler Karl-May-Verlag herausgegebenen Bandes 34 der ›Gesammelten Werke‹, ›„Ich“. Aus Karl May’s Nachlaß‹. Neben Mays Autobiographie *Mein Leben und Streben* enthält der Band die *Geographischen Predigten*, die Erzählung *Auferstehung* (*Christ ist erstanden!*), die *Briefe über Kunst* sowie einen Anhang (›Karl May’s letzter Vortrag‹ von Klara May und ›Karl May’s Tod und Nachlaß‹ von Euchar Schmid).

Über die Herkunftswege dieses Exemplars ist bekannt, daß es 1954 in einem Stuttgarter Antiquariat erworben wurde und nach einer Sammlungsauflösung in Schönaich bei Böblingen 2006 nach Paderborn-Dahl gelangte. Was es neben dem antiquarischen Wert einer Erstausgabe zum außergewöhnlichen Unikat macht, ist die Tatsache, daß es sich offenbar um ein Buch aus dem ehemaligen Besitz von Maria Hannes handelt, denn auf der freien Doppelseite vor dem Reihentitel und dem Frontispiz (mit vielleicht ebenjenem Raupp-Foto, das auf ihrem Schreibtisch stand) findet sich in ihrer Handschrift ein bisher unbekanntes Gedicht. Es trägt den Titel

›Mein Abschied von Karl May‹ und die Datierung „August 1910. Radebeul/Dresden“, die sich aber vermutlich nicht auf die Entstehungszeit bezieht, sondern auf jenen denkwürdigen Aufenthalt im Sommer 1910 in Radebeul, bei dem Marie Hannes mit dem Ehepaar May am 27. August ein Winzerfest im Bilz-Sanatorium besuchte und ein langes Gedicht ins Gästebuch der Villa ›Shatterhand‹ eintrug. Zwar war sie dann zumindest im Februar 1911 zu Mays 69. Geburtstag noch einmal zu Gast in Radebeul, aber es war wohl dieser Besuch im August 1910, der auf sie den nachhaltigsten Eindruck gemacht hatte und ihr daher als der eigentliche „Abschied“ in Erinnerung blieb.

„Mein Abschied von Karl May.
August 1910. Radebeul/Dresden.

Mir ist, so oft ich dir ins Antlitz sehe,
Das mir so teuer, so unendlich wert,
Als ob auf einem hohen Berg ich stehe –
Und schau ins Tal – vom Abendlicht verklärt.

Der Tag – voll Müh und Arbeit – ist geschieden –
Des Lebens Stürme legten sich zur Ruh –
Von meiner Höhe nieder steigt der Frieden,
Deckt alles rings mit weichem Flügel zu! –

Und von dem nahen Kirchlein hör’ ich’s läuten …
Denn morgen ist es Sonntag in der Welt!
So soll auch Sonntag meiner Welt bedeuten
Der Blick, der auf dein liebes Antlitz fällt!

Maria Hannes.“

Das Gedicht gibt einige Rätsel auf. So ist nicht völlig auszuschließen, daß Marie Hannes es doch bereits 1910 verfaßte, denn die Erwähnung eines „nahen Kirchleins“ (womit die Lutherkirche etwas sehr verniedlicht wird) und des „Sonntags“ beziehen sich eindeutig auf das Erlebnis am Sonnabend, den 27. August 1910. Wahrscheinlicher ist aber doch, daß das Gedicht erst 1917 entstand, bald nachdem Maria Hannes die Erstausgabe des Bandes ›„Ich“‹ erworben oder – worauf das von fremder Hand mit Bleistift notierte, mit dem Erscheinungstermin übereinstimmende Datum „20. IV. 17“ hindeuten könnten – vom Verlag geschenkt bekommen hatte, und sie es lediglich der Erinnerung an diesen Tag widmete. Hierfür spricht vor allem der merkwürdige Umstand, daß sie das Gedicht auf der rechten Seite des Buches begann und es dann auf der linken Seite fortsetzte, weil sie wohl erst während der spontanen Niederschrift bemerkte, daß der Raum nicht ausreichte. Entstanden wäre das Gedicht dann entweder in München, wo Maria Hannes in einem Kriegsfürsorgeunternehmen tätig war, oder auf Gut Höhenried am Starnberger See, wo sie seit November 1917 bis 1919 als Privatlehrerin die Vettern York von Wendland und Bernt von Heiseler unterrichtete.

Mein Abschied
von Karl May.
August 1910. Radebeul/
Dresden.

Mir ist, so oft ich ein
ins Antlitz sehe,
Das mir so teuer, so
unendlich wert,
Als ob auf einem hohen
Berg ich stehe –
und schau ins Tal –
vom Abendlicht verklärt.

Der Tag – voll Müh und
Arbeit – ist geschieden –
Des Lebens Stürme
legten sich zur Ruh –

Von meiner Höhe nieder
steigt der Frieden
Denkt alles wings mit
meinem Flügel zu! –

Und von dem nahen
Kirchlein hör' ihs
läuten . . . .
Denn morgen ist es
Sonntag in der Welt!

So soll auch Sonntag
meiner Welt bedeuten
Der Blick der auf
dein liebes Antlitz
fällt!

Maria Hannes.

Wenn das Gedicht 1917 oder später entstand, würde dies zugleich bedeuten, daß es sich thematisch nicht allein auf das Sommererlebnis 1910 bezieht, sondern auch auf das Buch selbst, in das es eingetragen ist. Da dieses Buch im Besitz von Maria Hannes war und das Gedicht niemandem als ihr selbst und Karl May gewidmet ist, wäre es als Dialog mit dem toten, in Wahrheit aber unsterblichen Menschen zu sehen, dessen „liebes Antlitz“ ihr nicht nur auf dem Frontispiz, sondern vor allem auf dem eindrucksvollen farbigen Deckelbild (wohl von Jean Morier) entgegenblickte, wann immer sie den Band in die Hände nahm. Die Faszination jedenfalls, die für sie von diesem Deckelbild ausgegangen sein mag, ließe sich leicht nachvollziehen, denn bis heute ist diese realistische, weil auf dem Frontispiz-Foto Erwin Raupps basierende, und doch zugleich ikonenhaft überhöhte Darstellung, die den vom Körper befreiten Kopf des Schriftstellers vor blauem Sternenhimmel („vom Abendlicht verklärt“) über Palmen und Pyramiden schweben läßt, eines der stärksten künstlerischen Porträts von Karl May überhaupt geblieben. Nicht zufällig diente es auch als Vorbild für die Plakate zum Syberberg-Film (1974) und zur Tagung der Karl-May-Gesellschaft in Essen (2005).

Für eine Entstehungszeit während des Ersten Weltkriegs sprechen auch die Verse: „Von reiner Höhe nieder steigt der Frieden, / Deckt alles rings mit weichem Flügel zu!“ Was sie aber vor allem zeigen, hier im Bild des Friedensengels, den Sascha Schneider 1904 für den Band *Und Friede auf Erden!* schuf, ist die geistige und seelische Übereinstimmung, die Maria Hannes nicht nur in der Frage von Krieg und Frieden über den Tod hinaus mit Karl May verband.

Mein Dank gilt Herrn Walter Rentel (Paderborn-Dahl), der mich auf sein Fundstück aufmerksam machte und die Bildvorlagen zum Band ›„Ich“‹ zur Verfügung stellte.

René Grießbach

Karl May und die Sioux

Einleitung

Sie hießen Parranoh und Riccarroh, Matto Sih und Ma-ti-ru, Ka-wo-mien und Ko-itse, Hong-peh-te-keh und Oihtka-petay, Schi-tscha-pah-tah, Langer Leib und Kiktahan Schonka.

Sie alle hatten große Gemeinsamkeiten. Alle gehörten sie dem großen Stamme der Sioux an, in den allermeisten Fällen den Oglala-Sioux. Und alle waren sie … die Bösen, stets wurden sie von Karl May negativ dargestellt …

Zufall? Wohl kaum.

Wie ein roter Faden zieht sich fast von Beginn an die betont negative Rolle der Sioux-Indianer, vor allem der Oglala-Sioux, durch das schriftstellerische Werk Karl Mays. In keinem anderen Stamm hatten Old Shatterhand, Old Firehand und Winnetou so viele grimmige Feinde wie bei diesem. Kein anderer Indianerstamm wurde auch so undifferenziert von Karl May gezeichnet wie dieser.

Alle anderen bei Karl May auftretenden Indianerstämme (ausgenommen die Apachen, die stets positiv dargestellt wurden) standen doch einmal auf dieser, einmal auf jener Seite. Seien das nun die Comanchen, die Utahs, die Navajos … Am deutlichsten kommt das in der Figur des Naiini-Comanchen Schiba-bigk zum tragen, der im *Geist der Llano estacata* als Verbündeter von Shatterhand & Co., jedoch in *Old Surehand I* als deren Gegner in Erscheinung tritt.

Warum nun aber die auffällige Besonderheit hinsichtlich der Sioux, wo es doch ganz anders angefangen hatte: mit der Figur des In-nu-woh. Einem Sioux, der noch gar keine so negativen Charaktereigenschaften aufwies.

Aber schon in der zweiten und den folgenden Wildwest-Erzählungen wandelte sich das Bild der Stammesbrüder In-nu-wohs. Seit *Old Firehand* zieht es sich fast ausnahmslos durch Mays Werk … die Sioux sind fortan die ›Bösen‹.

»[…] *die verdammten Ogellallah's* […], *dieser verteufeltste Stamm der Sioux, denen die Wildheit und Feindseligkeit nur durch eine gute Kugel ausgetrieben werden kann* […]«[1] lässt Karl May einen Bahningenieur in *Auf der See gefangen* (1877/1878) schimpfen. Wo ist der Grund für diese Auffälligkeit in dem Werk Karl Mays zu suchen?

Vor über 130 Jahren, am 25. Juni 1876, fand eine der berühmtesten Indianerschlachten in der Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika statt. Miroslav Stingl charakterisierte sie als „die ruhmreichste Schlacht des Verteidigungskrieges der nordamerikanischen Indianer."[2]

---

1 Karl May: *Au f der See gefangen.* In: Frohe Stunden. Reprint KMG 2000, S. 177.

2 Miroslav Stingl: Indianer ohne Tomahawks. URANIA, Leipzig, Jena, Berlin [4]1984, S. 70.

In dieser Schlacht erlitt das siebente Kavallerieregiment der US Army unter General George Armstrong Custer eine vernichtende Niederlage. Custers Truppe war als Vorausabteilung einer schwerbewaffneten Expedition der Armee ausgezogen, um die noch in Freiheit lebenden Stämme der Dakota endgültig zu unterwerfen. Custers Truppe wurde vollständig geschlagen. Für das siebente Kavallerieregiment bedeutete das den Verlust etwa der Hälfte seiner Mannschaft.

Die Schlacht ging als die Indianerschlacht am Little Big Horn in die Geschichte ein; viel ist seitdem über sie und die hervorragendsten Persönlichkeiten derselben geschrieben wurden. Sie war der Höhepunkt der seit vielen Jahren andauernden Kämpfe zwischen den weißen Eroberern des Westens und dem damals stärksten Indianerstamm der Prärien.

Es ist als sicher anzunehmen, dass auch Karl May von diesem Ereignis wusste. Hatte die Schlacht Einfluss auf sein Werk? Wenn ja, welchen? In keiner seiner Erzählungen geht er darauf ein, erwähnt das Ereignis an keiner Stelle. Wollte es May vielleicht auch umgehen, sich direkt und bewusst mit dieser Indianerschlacht auseinanderzusetzen? Liegt auch deshalb Winnetous Sterbedatum (2. September 1874) deutlich vor jenem denkwürdigen historischen Ereignis? Wie wirkten sich auch die diesem Kampf vorhergegangenen Ereignisse auf Karl Mays Schaffen aus? Welche Ereignisse waren dies konkret?

In vorliegendem Aufsatz versuche ich, diese Fragen zu beantworten, versuche ich aufzuzeigen, dass die Indianerschlacht am Little Big Horn einen vielleicht größeren Einfluss auf Karl Mays Werk hatte, als manch einer bisher geglaubt hat. Ich gehe dabei davon aus, dass in den Vorkommnissen des 25. Juni 1876 und deren Darstellung in der Öffentlichkeit **ein** wichtiger Einfluss auf die Gestaltung des Indianerbildes Karl Mays zu suchen ist.

Historische Grundlagen

Ausspruch von Sitting Bull vor einer amerikanischen Regierungskommission: „Die weißen Männer haben nicht einen einzigen Vertrag gehalten, den sie mit uns geschlossen haben.“[3]

1862 erließ die US-Regierung den ›Homestead Act‹ – das Gesetz über die Landvergabe an Siedler, die das Land selbst bebauten. Jeder, der den Mississippi überschritt, erhielt kostenlos „80 Acre gutes Land als bleibendes Eigentum“. Land, das rechtmäßig den Indianern gehörte, wurde von der Regierung verschenkt. So half der neue Kolonist, der ›Pionier‹, den Indianern das Land wegzunehmen.

Radikale Indianerfeinde vom Typ des General Custer verlangten jedoch auch die militärische Unterwerfung der Indianer. In den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts erreichten die Versuche zur Eroberung der Prärien und die Verteidigungskämpfe der Indianer ihren Höhepunkt. In dieser Zeit wagten schließlich militärische

3 Ebd., S. 65.

Abteilungen auch Unternehmungen gegen den stärksten Indianerstamm der Prärien überhaupt – die Dakota, oder auch Sioux.[4]

In den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts waren vielerorts Kämpfe der Sioux gegen die Weißen zu verzeichnen. Häuptlinge wie Crazy Horse, Bushy Tail, Little Crow, Red Cloud führten die Krieger in ihren vielen Schlachten an. Noch kämpften die einzelnen Stämme unabhängig voneinander, noch hatten sie nicht erkannt, dass sie dauerhaft nichts gegen das Eindringen der Weißen vermochten, falls sie weiterhin den Kampf mit zersplitterten Kräften führten.

Der Oglalahäuptling Red Cloud erkannte als erster die Macht der Einheit. Er schloss die Prärieindianer zu einer zahlenmäßig starken Armee zusammen und gewann mit ihr einen hervorragenden Sieg. Er vertrieb alle Amerikaner aus den riesigen Gebieten des mittleren und nördlichen Wyoming.

Die Weißen bauten ihre Eisenbahn durch die Prärie, eine davon durch das Land der Oglala. Der Bau ging zügig voran. Red Cloud erkannte die daraus resultierende Gefahr: Zerstückelung der uralten Jagdgründe, Vertreibung der Büffelherden – auch sein Volk würde vor den Siedlungen der Weißen weichen müssen. Und er führte seine Kämpfer auf den Kriegspfad, lernte und lehrte den Kampf gegen das Feuerross. Zunächst schien es, dass das Feuerross nicht aufzuhalten sei, ihre Waffen waren zu schwach. Doch dann die Erkenntnis: Es bleibt stehen, wenn es seine eiserne Spur verlässt!

Die Indianer lernten schnell, Züge entgleisen zu lassen. Sie legten Baumstämme auf die Gleise, lösten die Befestigungen der Schienen … Also genau jene Szenerie, die Karl May mehrfach in seinen Erzählungen schilderte.

Red Cloud brachte seinen Kriegern neue Kampftaktiken bei, auch im Kampf gegen die Forts; sie konnten immer neue Erfolge erringen. Schließlich, nach einem Überfall der Weißen auf ein Cheyennedorf, das Massaker am Yellow River vom Dezember 1864, bei welchem durch ein amerikanisches Regiment völlig ohne Grund hunderte von Männern, Frauen und Kindern niedergemetzelt wurden, verbündeten sich die Cheyenne mit den Oglala, ihr über 6000 Mann starkes Heer zog von Stadt zu Stadt, riss und brannte alles nieder. Innerhalb von zwei Jahren errangen sie die Herrschaft über das Land. Die Amerikaner mussten ihre Niederlage eingestehen und sich den Bedingungen Red Clouds unterwerfen.

Red Cloud glaubte im Augenblick des Sieges, dass der Feind die Kapitulationsbedingungen mit der gleichen Aufrichtigkeit unterzeichnete wie er als Sieger. Er verpflichtete sich zu ewigem Frieden und er hielt, was er versprach. Der sogenannte Red-Cloud-Krieg endete 1868 mit dem Vertrag von Laramie.[5]

Das war also die politische Lage im ›Wilden Westen‹ zu jener Zeit, als Old Shatterhand mit seinem Blutsbruder diese Gebiete durchstreifte. Als es Old Shatterhand in *Winnetou III* wieder einmal gelang, einen Eisenbahnüberfall der Sioux zu vereiteln, gab es unter den Weißen einen Wortwechsel, der uns zu denken geben sollte:

---

4 Ebd., S. 66ff.

5 Vgl. Václav Solc: Die ältesten Amerikaner. Albatros, Prag 1988. S. 88–91.

»Es sollen Rothäute vor uns sein.« antwortete ihm der Maschinist.
»Ist's wahr? – Habt Ihr sie gesehen?«
»Gesehen und belauscht. Es sind Ogellallah's.«
»Die schlimmsten, die es geben kann […]*«*[6]

»[…] *Außerdem gibt es noch einige Gentlemen hier, welche sich gern das Vergnügen* [!] *machen werden, den guten Indsmen ein wenig tiefer unter die Haut zu krabbeln* […]*«*[7]

Schließlich sagt Old Shatterhand selbst: »[…] *Es sind Ogellallah's, die blutdürstigsten der Sioux* […]*«*[8]

Es war klar, dass die Amerikaner sich die Schmach von 1868 nicht lange gefallen lassen würden. Einige Jahre dauerte der Frieden, dann war der Moment gekommen: Die Amerikaner wollen die Black Hills kaufen. Nicht mehr und nicht weniger als dieses kleine Stück Land, das heiligste Stück Erde der Indianer inmitten der Prärie … Die Indianer lehnten natürlich ab.

Unter Missachtung des Laramie-Vertrages drang eine Regierungsexpedition in die Black Hills, die heiligen Berge der Plains-Indianer, ein. Leiter der Expedition war Lt. Col. G. A. Custer. Ende Juli fanden die die Expedition begleitenden Prospektoren Gold in den Schwarzen Bergen. Tausende Goldsucher strömten herbei. Verhandlungen mit einigen Häuptlingen, darunter auch Red Cloud, über einen Verkauf der Black Hills scheiterten; die Indianer weigerten sich weiterhin standhaft, zu verkaufen.

Von der Regierung kam ein Ultimatum. Darin wurde mit sofortiger Gültigkeit angeordnet, dass die Indianer das Gebiet zwischen Black Hills und dem Big Horn River zu räumen hatten. Bis Ende Januar 1876 sollten sie in die Reservationen am Oberlauf des Missouri abwandern. Wer dieser Aufforderung nicht nachkommt, würde „als feindlich betrachtet und von den militärischen Einheiten dementsprechend behandelt". Red Cloud musste erkennen, dass er verloren hatte. Denn was die Amerikaner nicht kaufen konnten, das nahmen sie sich mit Gewalt. Er überlegte lange, was zu tun sei, denn er hatte sein Wort gegeben, „ewigen Frieden zu halten". Dann führte er die, die ihm folgen wollten, in die Reservation.

In diesem kritischen Moment erhob Sitting Bull sein Haupt. Er nahm sich der Sioux an und vereinte in kürzester Zeit alle Stämme der Prärie zu einer mächtigen Streitkraft. Dann berief er eine allgemeine Versammlung am Powder River ein. Es war im Frühjahr 1876 …[9]

General Crook, der eine Strafexpedition gegen die Prärieindianer leitete, wurde im März am Powder River von den Cheyenne des Häuptlings Two Moon bei grimmiger Kälte zurückgeschlagen. Besser vorbereitet, bei günstigerem Wetter, wurde der

6 Karl May: *Winnetou III*. Reprint der ersten Buchausgabe von 1893. KMV, Bamberg 1982, S. 47 (in der Urfassung *Deadly Dust*, reprintet in Karl May: Der Scout – Deadly Dust – Ave Maria, Reprint KMG 1997, S. 152).
7 Ebd., S. 50 (Reprint S. 153).
8 Ebd., S. 51 (Reprint S. 154).
9 Wie Anm. 5, S. 92–95.

Feldzug im Juni wieder aufgenommen und gleichzeitig aus drei Richtungen gegen die Indianer vorgerückt: General Crooks Truppen, neu ausgerüstet, aus Süden von Fort Fetterman, Colonel Gibbon aus Westen von Fort Ellis und General Terry mit Lt. Col. Custer aus Osten von Fort Lincoln.

Am 17. Juni 1876 entging General Crook am Rosebud River im Kampf gegen die Oglalas unter Crazy Horse nur knapp einer vernichtenden Niederlage. Die Verluste bewogen Crook, sich zurückzuziehen. Inzwischen hatten sich die beiden anderen Armee-Einheiten im Operationsgebiet eingefunden. Am 22. Juni 1876, 12 Uhr mittags verabschiedete sich von hier Lt. Col. George Armstrong Custer mit seinem 7. Regiment in Richtung Little Bighorn River.

Am Mittag des 25. Juni 1876 rückte Custer – unter Missachtung anderslautender Befehle – gegen das von 1.500 bis 2.500 Kriegern verteidigte Indianerdorf vor. Sein Regiment hatte er in drei Teile aufgeteilt. Captain Benteen schickte er mit 125 Soldaten als Stoßtrupp nach Westen, Major Reno sollte mit 140 Mann den Fluss überqueren und das Dorf vom Süden angreifen. Reno stieß auf massive Gegenwehr, wurde zurückgetrieben und entkam nur mit knapper Not über den Fluss. Dort wurde er später durch Benteen verstärkt. Custer selbst stieß mit den verbliebenen ca. 215 Mann rechts vom Fluss nach Norden vor, bis er auf die von Gall und Crazy Horse geführten Krieger traf.[10]

Die Truppe des Generals Custer wurde vernichtend geschlagen. Für die Regierung der Vereinigten Staaten war dies ein Makel, der nicht publik werden sollte. Und hier setzte die Rolle der Medien mit ihrer offenen Verfälschung der historischen Tatsachen ein, jener Medien, auf die Karl May in seinem Schaffen angewiesen war.

Die Schlacht im Spiegel der zeitgenössischen Presse

Schauen wir uns dazu zunächst an, was Patty Frank zu dieser Thematik zu sagen hat:

> „Am 25. Juni jenes Jahres erlitt das siebente Kavallerieregiment der amerikanischen Armee im Indianergebiet von Montana nach einem Überfall auf eine starke Indianerstreitmacht eine empfindliche Niederlage. […] **Kurz danach begann in der amerikanischen Presse eine neue Hetzwelle gegen die freien Indianer, bei der aus jeder Kleinigkeit Kapital geschlagen wurde und Fälschungen keine Seltenheit waren. Das Für und Wider, das Warum und Wieso, die Streitereien um fast lächerliche Kleinigkeiten wollten nicht aufhören** […]
> **Es gab für einige Zeit genügend Stoff zu interessanten Artikeln und das Ganze hatte den Vorteil, daß man durch allerhand Geschwätz von der grausamen Niederwerfung der freien Indianer ablenken konnte.**“[11]

Nicht nur in den amerikanischen Blättern setzte eine ›Hetzwelle‹ gegen die Sieger jener Schlacht ein. Es wurden u. a. auch in diversen deutschen Blättern Artikel ge-

10 www.karl-may-stiftung.de/museum/indianer/bighorn.html.

11 Patty Frank: Die Indianerschlacht am Little Big Horn. Militärverlag der DDR 1957, 5. Auflage 1979, S. 9. (Hervorhebungen hier und im Folgenden R. G.)

bracht, die in dem oberflächlichen Leser immerhin ablehnende bis feindliche Stimmung erzeugen konnte.

Im Karl-May-Museum Radebeul konnte ich wie jeder andere Besucher auch in der Sonderausstellung (2001/2002) anlässlich der Indianerschlacht am Little Big Horn einigen Originaltext aus jener Zeit studieren.

Im folgende ein paar Leseproben:

›Die Gartenlaube‹ Nr. 33 (1876):

„Das alles absorbierende Interesse indessen, welches der Osten mit seiner Weltausstellung forderte, ließ es die Meisten fast vergessen, daß in den Wildnissen des fernen Westens eine brave, todesmutige Schar im grausamsten aller Kriege ihr Leben für die Zivilisation und für den Frieden ihrer Mitbürger in die Schanze schlagen mußten, und als am vergangenen hundertjährigen Geburtstage der Republik froher Jubel das ganze Land erfüllte, da ahnte es wohl Niemand, daß unmittelbar nach dem Nationalfesttage die Kunde von einer Bluttat das Land erschüttern würde, welche in der langen Geschichte der Indianerkämpfe ihresgleichen nicht gehabt hatte. Am 6. Juli blitzte der Telegraph die grause Nachricht nach allen Theilen der Republik, daß General Custer mit seinem ganzen Kommando, über dreihundert Mann stark, in einem blutigen Treffen von den Sioux niedergemetzelt sei. Nicht ein Mann war entronnen, um die Nachricht von dieser Schreckenstat zu überbringen; erst die nachrükkenden Truppen fanden die Leichen der Gemordeten, beraubt, skalpiert und scheußlich verstümmelt. […] Ein düsterer, häßlicher Schlagschatten auf den hellen Jubel des 4. Juli!“

Der Artikel schildert dann bei der Behandlung der Zeit vor der Schlacht das „Vorhandensein edler Metalle in jenen Bergen“, worauf „ein neues, unsinniges Goldfieber ausbrach, welches Tausende nach dieser von Indianern sehr unsicher gemachten Gegend trieb“. Darauf folgt kurz eine relativ objektive Schilderung der Rechte der Indianer an den Black Hills und:

„Man erwartete folglich blutigen Widerstand gegen die Eindringlinge […] Die Regierung beabsichtigte auch die Wilden in ihren Rechten zu schützen und verbot die Einwanderung von Goldgräbern, aber das Verbot wurde wenig beachtet. Die Folge waren blutige Schlächtereien, […] in welche[n] die Weißen natürlich den Kürzeren zogen.

Die bewog die Regierung, Unterhandlungen mit den Häuptlingen […] anzuknüpfen […]. Ein Vertrag mit ›Sitting Bull‹ […] kam zustande, kraft dessen er sich verpflichtete mit seinen Leuten nach der ihnen am oberen Missouri angewiesenen Reservation auszuwandern […]

Es geschah jedoch nichts, im Gegenteil verband sich ›Sitting Bull‹ mit mehreren Siouxstämmen, zog andere Indianer […] mit in das Bündnis und sammelte ein Heer wohlbewaffneter und gutberittener Krieger, dessen Stärke von Wohlunterrichteten auf mindestens viertausend Mann geschätzt wurde“

Es folgt ein Loblied auf Custer und seine Leute, dann die Darstellung des Schlachtverlaufs:

„Wie Ameisen aus ihrem aufgewühlten Baue hervorstürzen, so wimmelte es im Nu von wilden rothen Gestalten […] um das dem Verderben geweihte Häuflein. Lö-

wenmutig fechtend, häuften die Tapferen Leichen und Verwundete um sich her, aber auch die Kugeln der Wilden trafen nur zu gut. […]
Nicht eine Seele war entronnen, um die Geschichte dieser Bluttat zu erzählen, aber deutlicher und glühender, als es mit Menschenhand beschrieben werden kann, stand es auf den kahlen, felsigen Uferhöhen zu lesen, welch neues Opfer die nimmersatte Mordgier der rothen Teufel gefordert hatte. […]
Das erste Jahrhundert der Republik hat mit einer Katastrophe geschlossen […] Möchte es doch eine der ersten Arbeiten der Republik im zweiten Jahrhundert ihrer Existenz sein, das Land von der Indianerpest zu reinigen […] Denn erst wenn dies geschehen, wird es dem Pionier des Westens möglich sein, in Ruhe und Sicherheit unter dem Schutze der Gesetze der Republik zu leben."

Soweit der umfangreiche Hetzartikel der ›Gartenlaube‹ gegen die Ureinwohner Amerikas.

Ich lasse noch zwei kürzere Beispiele der Berichterstattung zum selben Thema folgen, die sich in der Indianerhetze kaum vom obigen unterscheiden. Ein zwar nebensächliches aber nicht uninteressantes Detail dabei ist, dass man sich in dem Bestreben, sich in dieser Hetze möglichst zu überbieten, nicht einmal auf einheitliche topographische Darstellung des Schlachtfeldes einigen konnte. So ist in der ›Gartenlaube‹ von „kahlen, felsigen Uferhöhen" die Rede, der ›Dresdner Anzeiger‹ dagegen spricht davon, dass dieselben Ereignisse in „einem mit dichtem Gestrüpp bewachsenen Waldthale, mit steil ansteigenden Seitenwänden" stattfanden.

›Dresdner Anzeiger‹ vom 11. Juli 1876:

„Es war vor etwa vier bis sechs Wochen, als der Telegraph die Nachricht überbrachte, daß an mehreren Orten der Black Hills die weißen Ansiedler mit Weib und Kind von den Sioux hingeschlachtet worden seien. […]
[…] In einem mit dichtem Gestrüpp bewachsenen Waldthale, mit steil ansteigenden Seitenwänden, sah sich General Custer von allen Seiten derart eingeschlossen, daß kein Rückweg mehr offen blieb, während die gut gedeckten Indianer von den Höhen ihre wohlgezielten Schüsse hinabsandten."

Es fällt in diesem kurzen Artikel weiter auf (oder auch nicht), dass kein einziger Name eines der Indianer Erwähnung findet. Die Roten werden hier nur als böse, anonyme Masse gekennzeichnet.

In einer Kurznotiz, in der es nicht mal mehr für notwendig gehalten wird, die heldenhaften Indianerstämme zu kennzeichnen, schreiben die **›Bremer Nachrichten‹** vom 29. Juli 1876, dass „General Custer […] am 25. Juni mit seinem ganzen Commando von den Indianern massacrirt wurde".

Wenn schon allein über diese eine Schlacht in solcher Art und Weise ›berichtet‹ wurde, was mochte dann in diesen Blättern all die Jahre vorher über die Kämpfe der Sioux unter Rote Wolke gestanden haben! Ich denke, auch ohne die entsprechenden Meldungen vorliegen zu haben, können wir es uns lebhaft vorstellen, wie die Ureinwohner Amerikas und ihr gerechter Kampf dargestellt wurden. Denn der Krieg, den sie unter Führung Red Clouds über Jahre gegen die Weißen führten, war ein gerechter Krieg! Ein Krieg ums Überleben, den sie letztlich gegen die vor allem technisch überlegenen Eindringlinge verlieren mussten. Sicherlich ist es hierbei

auch zu ungerechten Handlungen seitens der Indianer gekommen, doch wer will ihnen nach all ihren Erfahrungen mit dem Gegner das verübeln?

Karl May war zu dieser Zeit Redakteur. Als solcher kannte er die verschiedenen Zeitungen genau – musste sie kennen, das brachte sein Beruf mit sich. Zumindest die Zeitungen, die in seiner Region erschienen. Dazu gehört unbedingt der ›Dresdner Anzeiger‹, da Karl May in dieser Stadt arbeitete. Dass er die ›Gartenlaube‹ auch zu diesem Zeitpunkt studierte, ist anzunehmen. Schließlich hatte er ja dieser Zeitung als 16-Jähriger seine erste Indianergeschichte angeboten. Zwar bekam diese Zeitung später nie mehr etwas von ihm, doch war sie ein zu dieser Zeit so bedeutendes Blatt, dass er es als Redakteur keinesfalls unbeachtet lassen konnte.

Die als drittes zitierten ›Bremer Nachrichten‹ hat May möglicherweise nicht gekannt, doch ist das für unser Thema irrelevant.

Wenn also, wie zuletzt im ›Jahrbuch der Karl May Gesellschaft 2005‹, immer wieder richtigerweise betont wird, dass sich der Schriftsteller seine Orts- und Sachkenntnis „aus geographischen Fachzeitschriften, aus Konversationslexika, aus Wörterbüchern oder aus den Werken zeitgenössischer Unterhaltungsschriftsteller“[12] holte, dann muss diese Liste doch endlich um die Quelle ›Zeitungen/Zeitschriften‹ erweitert werden.

Karl Mays Ur-Winnetou *In-nu-woh*

war, wie wir alle wissen, ein Sioux. Ein gar nicht so negativer, finsterer, blutrünstiger Bursche.

Die Erzählung *In-nu-woh, der Indianerhäuptling* entstand und erschien 1875, ein Jahr vor der berühmten Indianerschlacht. Karl May schrieb dazu 1910 selbst, dass er *sofort mit »Winnetou«* [begann], *nannte ihn aber einem anderen Indianerdialekt gemäß einstweilen noch In-nu-woh.*[13]

Hatte Karl May ursprünglich die Absicht, einen Sioux-Krieger als indianischen Haupthelden zu gestalten? War es der Zwang, als noch unbekannter Schriftsteller dem Zeitgeist gehorchen zu müssen in der Art, dass er von dem **Sioux** In-nu-woh abrückte und den **Apachen** Winnetou formte? Denn jedenfalls stellten die erwähnten Hetzartikel für ein breites Publikum die einzige Quelle dar, aktuelle Nachrichten über die Indianer zu erhalten. Und wenn auch manch einer damals schon kritisch Zeitung gelesen haben mochte, das eine oder andere blieb wohl schon hängen.

Des Weiteren müssen wir hier in Betracht ziehen, dass die Veröffentlichung seiner Erzählungen die Haupteinnahmequelle für Karl May war. Er musste schreiben, was seine Leser interessierte. Demnach also konnte er wohl kaum von positiven und heldenhaften Sioux-Indianern erzählen, nachdem diese in Artikeln über die Red-Cloud-Kriege und die Indianerschlacht am Little Big Horn als das genaue Gegenteil geschildert worden waren. Letztlich haben aber wohl auch auf den zu jener Zeit

12 Wolfgang Sämmer: »Allerdings bin ich ein großer Verehrer Ihrer Werke«. Karl May im Urteil Ludwig Freytags. in: JbKMG 2005, S. 57–103, hier S. 60.

13 LuS, S. 185.

noch unerfahrenen Menschen Karl May die diversen Hetzartikel über diese Indianerstämme ihre negativen Wirkungen gründlich ausüben können. Und war damals Karl May kritisch genug, den wahren Gehalt solcher Zeitungsartikel zu erfassen?

Besteht hierin also der Grund dafür, dass er seine erste Indianererzählung 1878 umgearbeitet und den Sioux durch den Apachen ersetzt hatte? Die Apachen sollen damals als feige dargestellt worden sein. Ist das korrekt, so ist es wohl sicher leichter gewesen, dies als Unsinn zu erkennen im Gegensatz zu den Berichten von angeblichen Grausamkeiten der Sioux, hinter denen sich wohlmotivierte Kämpfe dieser Indianer gegen die weißen Eindringlinge und Landräuber verbargen. In den *Both Shatters* finden wir diesbezüglich die allgemein gehaltene Aussage vom *Gebiete der den Weißen feindlich gesinnten Sioux*.[14] Eine realistische und vorsichtige Beschreibung, in der Karl May eine eigene Wertung umgeht.

Die Ausnahme

Eine Wertung trifft er vielmehr in aller Deutlichkeit in *Ein Oelbrand* (1883). Hier liegt die Erzählung Mays vor, die die Ausnahme von der sonst stets negativen Darstellung der Sioux bildet.

Gleich zu Beginn wird die weiße Besatzung eines Forts der US-Armee, in dem der Ich-Erzähler *einer nicht ganz leichten Verwundung wegen* zum Aufenthalte gezwungen ist, folgendermaßen charakterisiert: *Die Soldaten waren aus allen möglichen problematischen Elementen zusammengeworfen, und die Herren Offiziere konnten mir nicht sympathischer sein*.[15] Später schildert May anschaulich die verräterische Handlungsweise der Weißen, der Soldaten ebenso wie der Zivilisten, an dem Sioux-Häuptling Pokai-po.

Dieser legt Old Shatterhand später dar, wie er und seine Stammesbrüder von den Weißen behandelt wurden, und diese Darstellung dürfte sehr genau der Realität der Eroberungspolitik der Weißen entsprechen:

> *Die Krieger der Tetongs kamen an die Pässe des Gebirges, um den Büffel zu jagen.* […] *Sie hatten eine gute Jagd* […] *darum lagen die Büffel und die Kühe zu großen Scharen tot am Boden. Da aber kamen die Bleichgesichter, welche bunte Kleider tragen, und verlangten, daß man die Büffel ihnen überlasse. Sie hatten mehr Feuergewehre als die roten Männer. Diese wehrten sich, mußten aber weichen und ließen dreimal fünf und noch drei Tote zurück.* […] *Nun sind sie ausgezogen, um den Feind zu bestrafen*[16]

Also die klare Kennzeichnung, dass die Indianer nur deshalb zu Feindseligkeiten griffen, greifen mussten, weil sie vorher von den Weißen angegriffen und provo-

14 Karl May: *Die Both Shatters*. In Karl May: Old Firehand. Seltene Originaltexte Bd. 3, Reprint KMG 2003, S. 312.

15 Karl May: *Ein Oelbrand*. In: Karl May: Winnetou's Tod. Reprint KMV, Bamberg 1976, S. 13.

16 Ebd., S. 21.

ziert wurden. Ein Geschehen, das auch analog zur Vorgeschichte der Indianerschlacht am Little Big Horn gesehen werden kann und muss.

An anderer Stelle in dieser Erzählung legt Karl May seinen Standpunkt mit noch größerer Klarheit dar, in einer Klarheit, die er in keinem anderen Werke so deutlich formulierte. Er schreibt: *Ich gestehe* […] *freimütig, selbst auf die Gefahr hin, vielerorts anzustoßen, dass ich das bisherige Verhalten der Weißen gegenüber den Roten nicht billige.*[17] Eine eindeutige Kritik eines Schriftstellers, der zu jener Zeit noch nicht die Bekanntheit und Popularität besaß, die später kommen sollte, an der Eroberungspolitik des ›Weißen‹. Das Benennen der *Gefahr* […], *vielerorts anzustoßen* deutet auf die damals vorherrschende Meinung hin, die über das Thema herrschte. Die hier geäußerte Ansicht über die Vernichtung der Lebensgrundlagen der Indianer wird sich durch Mays ganzes Werk hindurchziehen, doch selten kam diese Kritik so unverblümt, sogar beinahe scharf und v. a. frei von religiösen Versöhnungsbemühungen zum Ausdruck. *Auch der Indianer ist Mensch und steht im Besitze seiner Menschenrechte* […] *Man halte im Vereinigten Staaten Kongreß noch so schöne Reden; man sende den sogenannten »Wilden« Missionare, Agenten und alle möglichen anderen Sorten von »Zivilisatoren«, der Unparteiische aber wird die Rede von der Tat zu unterscheiden wissen.*[18] heißt es im *Oelbrand* weiter. Selbst in *Winnetou I*, für dessen Einleitung der *Oelbrand* als Vorlage gedient haben könnte, wird diese Kritik in leider nur noch abgeschwächter Form formuliert.

Karl May schreibt hier auch einmal mehr wie so oft von ***sogenannten*** *»Wilden«*! Auch das ist eine klare Kritik an der üblichen Sprachpraxis und der darin zum Ausdruck kommenden menschenverachtenden Haltung.

Hier seien noch einige weitere Auszüge aus *Der Oelbrand* aus den Ausführungen von Karl May angeführt, die die soeben herausgearbeitete Einstellung Mays noch eingehender verdeutlichen:

> *Der Indianer befand sich im vollständigen Besitze des Landes* […] *Keine einzige indianische Überlieferung spricht von einem solchen Blutvergießen, wie es kurz nach der Einwanderung der Weißen begann und noch heute fortgesetzt wird. […] Der Indianer soll sterben, und er wird also sterben, es ist daher unnütz, zu philosophieren; aber man beurteile ihn nicht nach Berichten aus zehnter und zwölfter Hand, auch nicht nach seinen Feindseligkeiten, zu denen er immer wieder getrieben wird* […] *Treibt man ihn* […] *aus einer Reservation in die andere, so wundere man sich nicht, dass er* […] *das kleine, ihm zugesagte Stückchen desjenigen Landes verteidigt, welches einst ihm ganz gehörte.* […]
> *Diese Kämpfe werden jahrhundertelang im Munde ferner Generationen fortleben* […] *und die Urenkel der Sieger, gerechter als ihre Ahnen, werden dem erschlagenen Indsmen ihre Teilnahme widmen und vielleicht auch – – die Konsequenzen dieses Totschlages zu tragen haben.*[19]

17 Ebd., S. 15.
18 Ebd.
19 Ebd., S. 15/16.

Man darf also getrost davon ausgehen, dass Karl May in seinem Gesamtwerk in der Darstellung der Sioux im Großen und Ganzen gegen seine eigene Überzeugung geschrieben hat. Davon vermochte er sich dann auf seinem späteren Lebens- und Schaffensweg nur langsam zu lösen.

Die Wandlung

Doch die so notwendige Loslösung von jenem vernichtenden Urteil kam. Sie kam langsam. Zunächst durch Zweifel an der Darstellung, aufgrund derer er zunächst beschloss, die Jagdgründe der Sioux als Schriftsteller zu meiden. Denn wir wissen: Die Erzählungen, in denen er sich unter den Sioux befand, entstanden seiner frühen Schaffenszeit. Die allermeisten dieser frühen Erzählungen verarbeitete er dann ohne kritische Revision für diverse Bände seiner Gesammelten Reiseerzählungen, also hier v. a. *Winnetou II* und *Winnetou III* sowie *Old Surehand II*. In den Werken, die er dann im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts verfasste – hier nenne ich die *Satan und Ischariot*-Triologie, die drei *Old Surehand*-Bände unter Ausklammerung des Hauptteils des II. Bandes und *»Weihnacht!«* – verzichtete er auf einen Besuch im Gebiet der Sioux.

In der Erzählung *Mutterliebe*, der letzten, in der er Winnetou als handelnde Person auftreten ließ, begann er dann endlich, sein eigenes Sioux-Bild abzuschwächen. Zwar sind die Sioux auch hier wieder negativ dargestellt, doch wird auch ausdrücklich betont, dass sie zu ihrem Handeln von dem weißen Indianeragenten Folder verführt wurden sind.

Als Karl May dann nach seiner Amerikareise 1908 daranging, seinen letzten Roman zu verfassen, der ihn und uns noch einmal nach Amerika und an vertraute Orte früherer Abenteuer zurückführt, rechnete er nicht zuletzt auch mit seiner früheren Darstellung eines tapferen, um seine Freiheit verzweifelt ringenden Volkes ab. Neben dem verbitterten Sioux Kiktahan Schonka, der nach wie vor Hass gegen die Weißen fühlt, lässt der Schriftsteller auch den Sioux-Indianer Wakon in *Winnetou IV* als eine tragende Figur auftreten. In der Erzählung des Max Pappermann von seiner Vergangenheit und der Geschichte seiner Verwundung sind die Sioux, in deren Gebiet sich jene Ereignisse zutrugen, nichts weniger als ›blutdürstige Rote‹, und konsequenterweise ist auch im übrigen Handlungsverlauf des Romans die Darstellung dieses Volkes differenziert und damit – einfach nur gerecht. Das einzige Mal im gesamten Lebenswerk Karl Mays nach *Inn-nu-woh* werden auch die Sioux in einem im Wesentlichen positiven Lichte gezeigt.

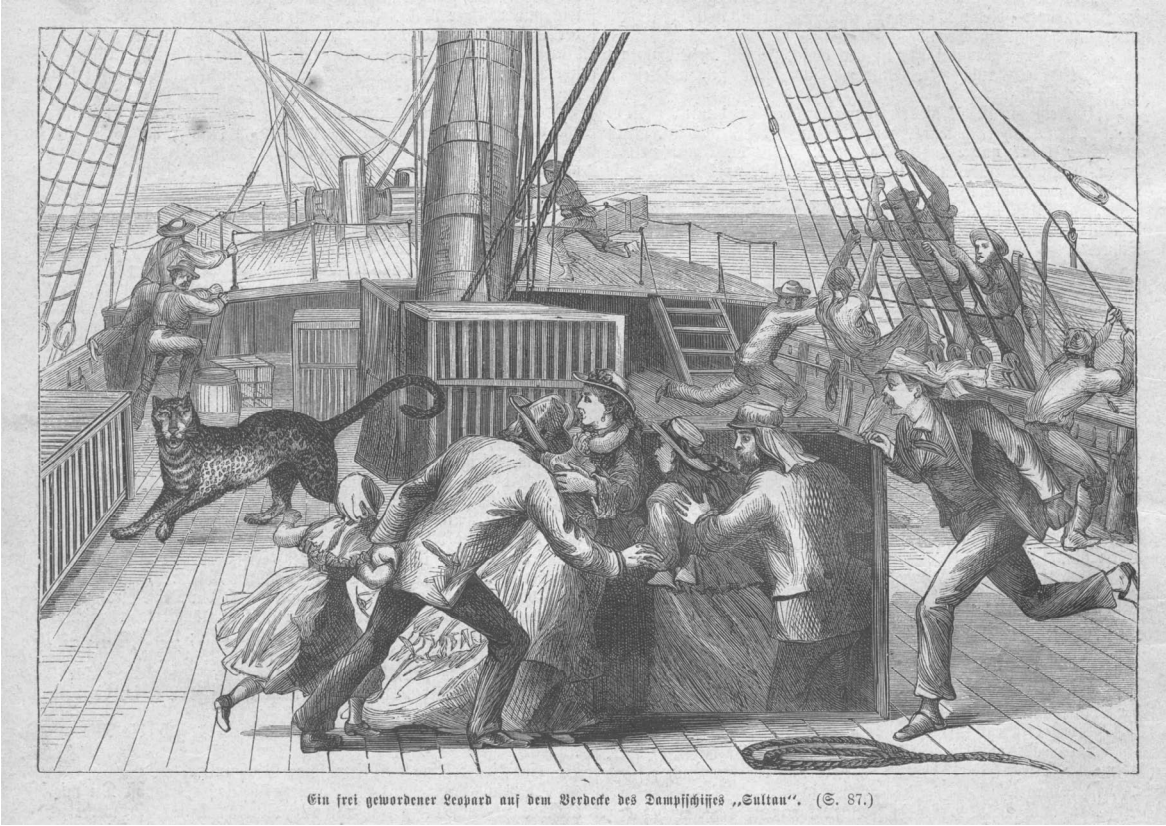
Stellt vielleicht so gesehen *Winnetou IV* eine späte Revision seines eigenen Sioux-Bildes dar? Ich denke, diese Frage darf man bejahen.

Joachim Biermann

Nachtrag zu einer möglichen Quelle von *Inn-nu-woh*

Im letzten Heft der ›Mitteilungen‹ veröffentlichten wir einen Artikel, der sich u. a. mit einer möglichen Quelle zu Mays früher Erzählung *Inn-nu-woh, der Indianerhäuptling* beschäftigte, nämlich einer Abbildung auf Seite 76 des Jahrgangs 1875 der Zeitschrift ›Illustrirte Chronik der Zeit‹.[1] Zugleich bezweifelten wir, daß der zu diesem Bild gehörige Text erst mehr als 10 Seiten später in dieser Zeitschrift zu finden sein könnte.[2]

Nun, in diesem letzten Punkt konnte uns Frank Werder eines besseren belehren: Der Begleittext zur Abbildung steht tatsächlich auf Seite 87/88 der ›Illustrirten Chronik der Zeit‹. Aber noch mehr, Frank Werder stellte auch freundlicherweise diesen Begleittext aus seinem Exemplar der Zeitschrift zur Verfügung, den wir im folgenden im (vergrößerten) Faksimile bringen; zur besseren Vergleichbarkeit fügen wir die Abbildung von Seite 76 noch einmal bei, diesmal aber mit der zugehörigen Bildunterschrift, die bereits auf den Begleittext auf Seite 87 verweist.



Ein frei gewordener Leopard auf dem Verdecke des Dampfschiffes „Sultan". (S. 87.)

1 Joachim Biermann/Wilhelm Vinzenz: Anmerkungen zu *Inn-nu-woh* und New Orleans. In: M-KMG 150/Dezember 2006, S. 29f.

2 Ebd., S. 30.

Ein gefährlicher Schiffsgenosse.

(Mit Bild auf S. 76)

Von der Gefahr, mit welcher unter Umständen der Transport reißender Thiere fremder Zonen verbunden sein kann, hat jüngst ein Vorfall, der sich an Bord eines britischen überseeischen Dampfboots zutrug, ein sehr augenfälliges Beispiel gegeben. Der Handel mit wilden Thieren fremder Länder ist neuerdings, wo beinahe jede größere Stadt ihren eigenen zoologischen Garten zu haben strebt, ganz bedeutend in Aufnahme gekommen und hat seinen Stapelplatz für Europa namentlich in London, wo die bekannte Firma Jamrach, der erste Naturalienhändler der Gegenwart, ihren Sitz hat und von wo aus sie ihre Zweiggeschäfte in Amsterdam, Hamburg, Paris ꝛc. versorgt. Der überseeische Transport dieser Thiere geschieht aber zuweilen mit einer Sorglosigkeit, welche die gefährlichsten Folgen haben kann, wie der Fall beweisen wird, den wir nachstehend erzählen wollen und von dem unser Bild S. 76 eine Scene darstellt. Das Dampfschiff „Sultan", welches vor Kurzem in Ladung von Calcutta nach London in letzterem Hafen einlief, hatte unter Andern auch eine ganze Ladung von wilden Thieren an Bord, nämlich ein Nashorn, mehrere Tiger und Leoparden und andere Thiere, Eigenthum der obengenannten Firma in London und für diese bestimmt. Das Verdeck des Dampfers glich daher einigermaßen einer Menagerie, und wenn die reißenden Bestien in ihren starken eisernen Käfigen den Passagieren auch nicht gerade Angst einflößten, so waren sie wenigstens in keiner Weise eine angenehme Nachbarschaft und mögen namentlich bei schlechtem Wetter durch ihr Gebrüll und Geheul den menschlichen Reisegefährten sehr beschwerlich gefallen sein, und oft den Schlaf geraubt haben. Unter den Thieren befand sich auch ein Leopard von besonderer Größe und Schönheit, dem man wegen seiner Wildheit einen eigens fest gebauten Käfig hatte geben müssen. Eines Tages nun muß der Wärter der Thiere die übliche und dringend gebotene Vorsicht versäumt und die Thüre des Behälters nicht gut verschlossen haben, so daß der Leopard plötzlich frei auf dem Verdeck erschien und eine unbeschreibliche Bestürzung unter den Passagieren verursachte, welche sich augenblicklich voll Entsetzen unter Deck flüchteten und die Luken verschlossen, während die Bemannung des Schiffes sich in's Takelwerk flüchtete. Der Leopard hatte nun für einige Zeit das Verdeck ganz allein für sich, spazierte auf demselben herum und suchte vergebens etwas zu fressen, worauf er einen Besuch im Maschinenraum abstattete, aber hier durch eine tüchtige Douche mit der Feuerspritze vertrieben wurde. Da es nun aber eine entschiedene Unstatthaftigkeit war, den Leoparden im Alleinbesitz des Verdecks zu lassen, und man das Schiff nicht mehr steuern und regieren konnte, ward beschlossen, das reißende Thier durch einen Schuß unschädlich zu machen. Leider aber befand sich nicht einmal eine Bleikugel an Bord und man mußte eine solche erst durch Hämmern eines Stückes Blei improvisiren, was abermals eine Verzögerung veranlaßte. Endlich ward dem Leopard eine Kugel durch den Kopf geschossen, welche ihn unschädlich machte, und die Mannschaft konnte nun wieder auf's Verdeck herabsteigen und ihren Dienst thun. Unser Bild S. 76 zeigt den panischen Schreck, der sich allen Schiffsgenossen beim Anblick des frei gewordenen Thiers mittheilte, und wir brauchen wohl kaum zu bemerken, daß von da an größere Sorgfalt auf die Verwahrung der übrigen Thiere verwendet wurde.

Konnten wir im letzten Heft bereits nachweisen, daß es nicht nur zeitlich möglich, sondern durchaus wahrscheinlich ist, daß May von der Abbildung Kenntnis hatte und sie als Inspirationsquelle für die Geschehnisse in *Inn-nu-woh* benutzte, so kann der begleitende Text diese Auffassung nunmehr noch bestärken.

Zunächst ist zwar die Rahmenhandlung im Ausgangstext eine andere: Es ist ein Leopard, der sich aus seinem Käfig an Bord des Dampfers ›Sultan‹ befreien konnte und Passagiere und Mannschaft in Schrecken versetzt. Die Tiere befinden sich zudem auf einem Transport nach England, um an dortige zoologische Gärten verkauft zu werden. Sein Ende findet der Leopard schließlich durch einen gezielten Schuß.

Und doch ist die Grundsituation der von May skizzierten Lage so ähnlich, daß man kaum an einen Zufall glauben mag. Der Text liefert dazu weitere Indizien. So heißt es dort im Hinblick auf die auf dem Deck befindlichen Käfige voller exotischer Tiere: „Das Verdeck des Dampfers glich daher einigermaßen einer Menagerie […]“. Und bei May lesen wir bekanntermaßen: *Es war Forster, der berühmte Thierbändiger, welcher damals mit seiner Menagerie die bedeutenderen Städte der vereinigten Staaten besuchte* […][3] – möglicherweise ist „Menagerie“ das Stichwort gewesen, das Mays Phantasie anregte und an dem er seine Version der Geschichte dann festmachte.

Weitere Details treten hinzu. Der englische Dampfer ›Sultan‹ hatte die Tierladung „vor Kurzem […] in Calcutta“ an Bord genommen, und bei May lesen wir: *Das Thier war erst vor Kurzem gefangen, von Indien nach Amerika gebracht* […] *worden.*[4] Und wenn die ausgebrochene Katze im Original auch ein Leopard war, so waren doch auch „mehrere Tiger“ Teil des Tiertransports. Bei May bricht bekanntlich ein Königstigerweibchen aus seinem Käfig aus.

Der unbekannte Autor des ›Chronik‹-Artikels moniert: „Der überseeische Transport dieser Thiere geschieht aber zuweilen mit einer Sorglosigkeit, welche die gefährlichsten Folgen haben kann“, was May, die Stoßrichtung leicht verändernd, aufzunehmen scheint: *In dem vorsichtigen Europa würde man sich allerdings sehr hüten, einer completen Menagerie Platz auf einem Boote zu gewähren, welches die Bestimmung hat, Reisende zu befördern. Der Americaner aber ist selbst in solchen Dingen weniger difficil.*

Auch die Reaktion der Passagiere auf die Kunde von der ungewöhnlichen Ladung gleicht sich. May erläutert: *Nur das Unerwartete hatte die Reisenden erschreckt. Als man jetzt die Bestimmung der zahlreichen Kästen begriff, lachte man über die Furcht, welche man gezeigt hatte* […].Und in der ›Chronik‹ lesen wir, daß „die reißenden Bestien in ihren starken eisernen Käfigen den Passagieren […] nicht gerade Angst einflößten“. May spricht übrigens auch von *wildesten Bestien* und verwendet auch sonst für den Schrecken der Passagiere ähnliche Wörter, wie wir sie im Origi-

3 Karl May: *Aus der Mappe eines Vielgereisten. Nr. 1. Inn-nu-woh, der Indianerhäuptling*. In: Deutsches Familienblatt. 1. Jg. (1875/76), S. 9 (Reprint KMG 1975).

4 Ebd. Dort auch alle folgenden May-Zitate.

nal finden (*fürchterliches Brüllen, Schrei des Entsetzens*[5]); doch das mag natürlich auch durch die Ähnlichkeit der beschriebenen Situationen bedingt sein.

Man lese den kurzen Text zum Bild als Ganzes: Der Eindruck, May habe auch ihn gekannt und daran anknüpfend das Tiger-Abenteuer auf dem Mississippi-Dampfboot erfunden, ist nicht von der Hand zu weisen. Möglicherweise hat sich hier also eine weitere Quelle Karl Mays gefunden.[6]

Mein besonderer Dank gilt Frank Werder für die Überlassung der Faksimiles aus der ›Illustrirten Chronik der Zeit‹ sowie für weitere wertvolle Hinweise.

Hans-Jürgen Düsing

Wie schwer ist Luft?

In ›Schacht und Hütte‹ (Heft 17, Seite 133) schreibt Karl May im 2. Abschnitt der *Geographische[n] Predigten, Land und Meer*:

> *700 Kubikzoll Luft wiegen 31 Gran, und auf jeden Quadratzoll der tiefsten Stellen der Erdoberfläche drückt die ganze Masse der daraufruhenden Luftsäule mit einem Gewichte von 15 Pfunden. Ein erwachsener Mensch, dessen Körper etwa 12 Quadratfuß Oberfläche bietet, trägt also, ohne es zu bemerken, einen Luftdruck von 34,300 Pfund.*

Sind diese Angaben physikalisch korrekt?[1] Versuchen wir einmal, diese Angaben in heute gängige Einheiten umzurechnen:

---

5 Ebd., S. 10.

6 Es sei zudem darauf verwiesen, daß H. G. Münchmeyer „in der ersten Zeit nicht nur Erzeugnisse seiner eigenen Firma vertrieb“, sondern auch z. B. diverse Zeitschriften anderer Verlage (Hainer Plaul: Redakteur auf Zeit. Über Karl Mays Aufenthalt und Tätigkeit von Mai 1874 bis Dezember 1877. In: JbKMG 1977, S. 114–217, hier S. 170). Möglicherweise gehörten auch einige Jahrgänge der ›Illustrirten Chronik der Zeit‹ dazu, die dem Redakteur May dann wohl ebenfalls zur Kenntnis kamen. Allerdings würde dann Plauls Überlegung hinfällig, *Inn-nu-woh* sei, ebenso wie *Old Firehand*, womöglich bereits zu Zeiten von Mays Zwickauer Haft oder kurz darauf entstanden (ebd., S. 172).

1 Für die folgende Betrachung ist es ausreichend, dass die richtige Größenordnung der Luftdichte seit 1614 bekannt war, als Galileo Galilei das Gewicht der Luft mit 1/660stel des Wassers, also ca. 1,5 g/L berechnete und der Luftdruck seit der Erfindung des Barometers 1643 durch Evangelista Torricelli mit im Mittel 76 cm Quecksilbersäule feststand. Eine genaue Wiedergabe der heute gültigen Werte kann nicht erwartet werden!

In Preußen gab es bis 1872[2] zwei Maßsysteme mit dem gemeinsamen Wert für die Rute = 3,76625 m. Das war zum einen die 1793 von Friedrich Wilhelm II. in Preußen eingeführte ›Magdeburger Maß‹ mit

1 Rute = 12 Fuß = 144 Zoll, d. h. 1 Fuß(pr)[3] = 31,385 cm / 1 Zoll(pr) = 2,6154 cm,

und daneben seit 1816 nach französischem Vorbild ein ›Dezimalsystem‹ mit

1 Rute = 10 Fuß = 100 Zoll, d. h. 1 Fuß(dpr) = 37,6625 cm / 1 Zoll(dpr) = 3,76625 cm.

Gängige Gewichtsmaße waren: Pfund(pr) = 467,4 g, Gran(pr) = 0,0513843 g. Daneben gab es seit 1854 noch das Pfund(Zv) = 500 g.

31 Gran(pr) sind demnach 1,5929 g, 1 Kubikzoll(pr) sind 17,89 cm³, also 700 Kubikzoll = 12,523 Liter. Daraus lässt sich das Gewicht der Luft zu 0,1272 g/L[4] berechnen.

Das ist fast genau ein Zehntel des richtigen Wertes (1,293 g/L [0°C]), so dass hier ein Druckfehler vermutet werden muss: nicht *700* sondern 70 *Kubikzoll Luft wiegen 31 Gran*.

Richtig ist die Angabe des Luftdrucks: 15 Pfund(pr) = 7011 g auf 1 Quadratzoll(pr) = 6,84 cm² ergibt 1025 g/cm² in guter Übereinstimmung mit unserer heutigen Definition (›Normalbedingungen‹): 1013,25 hPa = 760 mm Hg = 1032 g/cm².

Ein erwachsener Mensch hat eine Hautoberfläche von ca. 1,8 m² (+/– ca. 15 % je nach Größe und Statur). 12 Quadratfuß(pr) sind jedoch nur 1,182 m², und mit 34300 Pfund(pr) = 16032 kg ergibt sich ein Luftdruck von 1356 g/cm² – das ist fast 25 % höher als der höchste jemals auf der Erde gemessene Luftdruck. Dieser Versuch einer Umrechnung ist offenbar nicht richtig.

Sinnvolle Werte ergeben sich bei Verwendung von ›dezimalen‹ preußischen Maßen und dem Pfund(Zv):

12 Quadratfuß(dpr) = 1,702 m² und 34.300 Pfund(Zv) = 17150 kg.

Daraus ergibt sich ein Luftdruck von 1008 g/cm² – das kann man gelten lassen.

Fazit der Analyse dieses kleinen Absatzes: 1 Druckfehler und offenbar für jeden der beiden Sätze eine unterschiedliche Quelle, wobei – von Karl May unbemerkt – den Zahlenwerten dieser Quellen verschiedene Maßeinheiten zugrunde lagen.

2 1872 Einführung des metrischen Systems des Norddeutschen Bundes im neugegründeten Deutschen Reich, 1875 folgte die internationale Meterkonvention.

3 Indices: (pr) = (preußisch), (dpr) = dezimal-preußisch, (Zv) = festgelegt vom Deutschen Zollverein.

4 Auf eine konsequente Anwendung von SI-Einheiten wurde verzichtet, sonst müsste das Gewicht der Luft in kg/m³ und der Luftdruck in kg/m² angegeben werden.

Wolfgang Sämmer

Die Geschichte von dem kleinen Halef

Für Frau S.

Ihm wird bescheinigt, er sei der „geborene Erzähler“ gewesen, er habe eine „reiche Phantasie“ gehabt und sein Schreiben sei einem „inneren Zwang“ entsprungen; er habe „kein quälendes Ringen um Gehalt und künstlerischen Ausdruck“ gekannt. „Mühelos und leicht, fast zu eilfertig – auch die Manuskripte beweisen es – glitt seine Feder dahin. Er kannte den Geschmack seiner Leser, wusste zu fesseln und zu unterhalten, zu plaudern und zu fabulieren.“ Weiter heißt es, sein fast ausschließlich „aus erzählender Prosa“[1] bestehendes Werk – die wenigen Gedichte, die er veröffentlichte, seien „ziemlich belanglos“[2] – „wurde und wird gelesen, seine Werke wurden wieder und wieder aufgelegt, wurden übersetzt und illustriert, vertont, dramatisiert und verfilmt“[3]. Auf wen zielen diese Zitate? Obwohl sie allesamt auf Karl May zuträfen, heben sie nicht auf diesen ab, sondern auf Wilhelm Hauff.

Soweit wir wissen, erwähnt Karl May in seinem Œuvre Hauff nicht; eine Tatsache, die auf der einen Seite schon ein wenig verwunderlich ist. Denn die Sekundärliteratur hat mehrere Untersuchungen hervorgebracht, die eines ganz deutlich machen: Karl May hat das Werk Wilhelm Hauffs nicht nur gekannt, sondern er hat es auch als Quelle geschätzt und durchaus das eine oder andere Mal aus ihr getrunken. Andererseits: Welcher Schriftsteller gibt schon so ohne weiteres die Namen jener Kollegen preis, die ihm bei der Ausgestaltung seines Werkes als Vorbilder dienten? So einfach soll es dem Leser dann doch nicht gemacht werden! Und so einfach wollte auch Karl May es seinen Lesern nicht machen. Deshalb verzichtete er wohl auch darauf, Wilhelm Hauff in seinem Werk namentlich zu nennen. Spuren, die darauf hindeuten, dass er sich von Hauff inspirieren ließ, finden sich dennoch darin zuhauf. Findige Fährtenleser haben denn auch eine ganze Reihe von Berührungspunkten entdeckt, die es zwischen dem Werk Wilhelm Hauffs und dem Karl Mays gibt. Dass zwischen beiden Schriftstellern eine geistige Verwandtschaft besteht, erkannte Ernst Bloch schon sehr früh. In seinem berühmten Artikel ›Die Silberbüchse Winnetous‹ konstatierte er: „Karl May ist aus dem Geschlecht von Wilhelm Hauff; nur mit mehr Handlung, er schreibt keine blumigen Träume, sondern Wildträume, gleichsam reißende Märchen.“[4] Märchen – das ist das richtige Stichwort! Gerade die Märchen Hauffs dienten Karl May als Inspirationsquelle. Im Vorwort zum 1967

1 Alle Zitate aus: Bernhard Zeller: Nachwort. In: Wilhelm Hauff Werke. Hg. v. Bernhard Zeller. Zweiter Band: Märchen. Aus den Memoiren des Satan. Briefe. Frankfurt a. M. 1989, S. 651.

2 Ebd., S. 658.

3 Wie Anm. 1.

4 Ernst Bloch: Die Silberbüchse Winnetous. In: Literaturblatt der Frankfurter Zeitung vom 31. März 1929, S. 170.

erschienenen Sammelband *Old Firehand* stellte der Herausgeber Roland Schmid denn auch „bei näherem Hinsehen erstaunt die deutliche Verwandtschaft der Nil-Novelle *Die Rose von Kahira* mit Wilhelm Hauffs ›Die Errettung Fatmes‹ aus dem Märchenzyklus ›Die Karawane‹“[5] fest. Diesem Hinweis Roland Schmids ging Wolfgang Hammer in einem Aufsatz für das Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft[6] intensiv nach. Dass May tatsächlich Motive Hauffs (nebenbei bemerkt: nicht nur Hauffs, sondern auch Alfred Brehms, Friedrich Schillers und wohl auch Chateaubriands) für seine frühe Novelle *Leïlet* (in Roseggers ›Heimgarten‹ unter dem Titel *Die Rose von Kahira* veröffentlicht) benutzte, das weist Hammer in seiner Untersuchung detailliert nach. Anhaltspunkte dafür, dass May sich nicht nur im Falle seiner Novelle *Leïlet* auf Hauff stützte, liefert Hammer darüber hinaus in seiner Studie ›Karl May als Wilhelm-Hauff-Leser?‹. Darin listet er stichwortartig „Hauffsche Motive […] bei May“[7] auf. Und die Liste ist von beeindruckender Länge! Gleichwohl ist sie nicht vollständig. Hammer selbst räumt ein, dass sie „nur eine Auswahl bieten“[8] könne. Ziel sollte es aber sein, diese Liste zu komplettieren. Thomas Schwettmann hat dazu einen wichtigen Beitrag[9] geleistet, der leider nur im Internet nachzulesen ist. Den Beobachtungen Hammers und Schwettmanns seien im folgenden weitere hinzugefügt.

Hauffs Märchen erschienen 1826, 1827 und 1828 in drei Almanachen. Dem ersten wurde als Einleitung ›Märchen als Almanach‹ vorangestellt. „In einem schönen fernen Reiche“, so beginnt Hauff, „von welchem die Sage lebt, daß die Sonne in seinen ewig grünen Gärten niemals untergehe, herrschte von Anfang an bis heute die Königin Phantasie.“ Sie spendete ihrem Land nur Wohltaten, wollte sich damit aber nicht begnügen, sondern auch die geplagten Menschen beglücken. Sie „stieg herab auf die Erde“ und verteilte unter den Menschen „die schönsten Gaben aus ihrem Reiche“. Auch ihre Kinder sandte sie aus, um den Menschen Glück zu bringen. „Einst kam Märchen, die älteste Tochter der Königin, von der Erde zurück. Die Mutter bemerkte, daß Märchen traurig sei, ja, hie und da wollte es ihr bedünken, als ob sie verweinte Augen hätte.“[10] Märchen war traurig, weil die Menschen, die sie vorher freundlich anlächelten, sie jetzt plötzlich nicht mehr liebten. „Überall, wo ich hinkomme, begegnen mir kalte Blicke; nirgends bin ich mehr gern gesehen; selbst die Kinder, die ich doch immer so liebhatte, lachen über mich und wenden mir altklug den Rücken zu.“ Schuld an dem Sinneswandel der Menschen seien „kluge Wächter […], die alles, was aus deinem Reich kommt, o Königin Phantasie,

5 Roland Schmid in: Karl May: *Old Firehand* und andere Erzählungen. Karl May’s gesammelte Werke Bd. 71. Hg. v. Roland Schmid. Bamberg 1967, S. 6.

6 Wolfgang Hammer: Karl Mays Novelle *Leilet* als Beispiel für seine Quellenverwendung, in: JbKMG 1996. Husum 1996, S. 205–230.

7 Wolfgang Hammer: Karl May als Wilhelm-Hauff-Leser? In: M-KMG 95/1993, S. 27.

8 Ebd.

9 Thomas Schwettmann: Wilhelm Hauff & Karl May. In: http://www.karl-may-stiftung.de/diskussionsforen.

10 Wilhelm Hauff: Märchen als Almanach. In: Werke, wie Anm. 1, S. 7.

mit scharfem Blicke mustern und prüfen. Wenn nun einer kommt, der nicht nach ihrem Sinne ist, so erheben sie ein großes Geschrei, schlagen ihn tot oder verleumden ihn doch so sehr bei den Menschen, die ihnen aufs Wort glauben, daß man gar keine Liebe, kein Fünkchen Zutrauen mehr findet.“ Die Menschen, so die Phantasie, hätten so unrecht nicht, solche Grenzwächter aufzustellen; denn immer wieder versuchten windige Gesellen, die lediglich vorgäben, aus dem Reich der Phantasie zu kommen, sich unter den Menschen breit zu machen. Die Drohung der Wächter, Märchen „das nächste Mal gar nicht mehr hereinzulassen“, machte die Mutter aber zornig. Sie verdächtigte die „böse Muhme“[11], die Mode, sie und ihre Tochter verleumdet zu haben. Trotzdem solle Märchen einen weiteren Versuch machen, sich unter die Menschen zu mischen. Wenn die Erwachsenen, so die Mutter, von der Mode beeinflusst, nichts vom Märchen wissen wollten, so solle sich die Tochter an ihre Lieblinge, die Kinder wenden. Vorher jedoch wolle sie ihre Tochter „ein wenig ordentlich ankleiden, daß du den Kleinen gefällst und die Großen dich nicht zurückstoßen; siehe, das Gewand eines Almanach will ich dir geben“[12]. So neu und schön angekleidet, stieg Märchen wieder herab auf die Erde. Nach anfänglicher Irritation erkannten die klugen Wächter das Märchen auch in ihrem neuen Gewand. Sie „lachten aus vollem Hals“, „erhoben die scharfen Federn“ und forderten sie auf zu verschwinden. Märchen aber bat, wenigstens zu den Kindern sprechen zu dürfen. „Solches Gesindel“ wie sie schwatze den Kindern doch nur „dummes Zeug“[13] vor. Oder sei es diesmal anders? Sie solle einmal zu ihnen, den Wächtern, sprechen, aber nur kurz, denn sie hätten nicht viel Zeit für sie übrig.

> „Märchen streckte die Hand aus und beschrieb mit dem Zeigefinger viele Zeichen in die Luft. Da sah man bunte Gestalten vorüberziehen; Karawanen mit schönen Rossen, geschmückte Reiter, viele Zelte im Sand der Wüste; Vögel und Schiffe auf stürmischen Meeren; stille Wälder und volkreiche Plätze und Straßen; Schlachten

11 Alle Zitate: ebd., S. 8.

12 Ebd., S. 9.

13 Ebd., S. 10. – Das Szenario, das Hauff hier entwirft, kommt uns bekannt vor. Wir denken an Fedor Mamroth und dessen Reaktion auf Mays autobiographische Skizze *Freuden und Leiden eines Vielgelesenen*; er schrieb: „Wir lasen und lachten dann, dass man es drei Gassen weit hörte.“ (zit. nach Hansotto Hatzig: Mamroth gegen May. Der Angriff der ›Frankfurter Zeitung‹. In: JbKMG 1974, S. 117). Mamroths Gelächter bildete den Auftakt zu einer beispiellosen Hetzkampagne gegen May, in deren Verlauf sich tatsächlich etliche „scharfe Federn erhoben“ in Gestalt etwa der Publizisten Cardauns, Pöllmann oder Lebius. Pöllmann befand, was May „von der Aussöhnung des Orientes mit dem Abendland und von der Bildung einer ‚indianisch-germanischen Rasse“ schreibe, „steht dem – Blödsinn nahe“ (zit. nach Hansotto Hatzig/Gerhard Klußmeier: Pöllmann versus May – May versus Pöllmann. Dokumente zum Ende einer Kontroverse ohne Schluß. In: JbKMG 1982, S. 258). Blödsinn, ein anderer Ausdruck nur für „dummes Zeug“. Und Lebius schließlich titulierte May, der in seiner Autobiographie einmal schrieb: *Ich muß selbst zum Märchen werden, ich selbst, mein eignes Ich* (LuS, S. 138), als „geborenen Verbrecher“, eine Beschimpfung, die dem Wort „Gesindel“ gewiss in nichts nachsteht.

> und friedliche Nomaden, sie alle schwebten in belebten Bildern, in buntem Gewimmel vorüber. Märchen hatte in dem Eifer, mit welchem sie die Bilder aufsteigen ließ, nicht bemerkt, wie die Wächter des Tores nach und nach eingeschlafen waren. Eben wollte sie neue Zeichen beschreiben, als ein freundlicher Mann auf sie zutrat und ihre Hand ergriff. »Siehe her, gutes Märchen«, sagte er, indem er auf die Schlafenden zeigte, »für diese sind deine bunten Sachen nichts; schlüpfe schnell durch das Tor, sie ahnen dann nicht, daß du im Lande bist, und du kannst friedlich und unbemerkt deine Straße ziehen. Ich will dich zu meinen Kindern führen; in meinem Haus geb' ich dir ein stilles, freundliches Plätzchen; dort kannst du wohnen und für dich leben; wenn dann meine Söhne und Töchter gut gelernt haben, dürfen sie mit ihren Gespielen zu dir kommen und dir zuhören. Willst du so?«"[14]

Märchen war einverstanden. „Der gute Mann nickte ihr freundlich zu und half ihr über die Füße der schlafenden Wächter hinübersteigen. Lächelnd sah sich Märchen um, als sie hinüber war, und schlüpfte dann schnell in das Tor."[15]

Da Karl May „Hauffs Märchen mit Sicherheit kannte"[16], ist davon auszugehen, dass ihm auch die Geschichte vom ›Märchen als Almanach‹ vertraut war. Hermann Wohlgschaft vermutet[17], dass Mays Großmutter dem kleinen Karl Hauffs Märchen vorgelesen haben könnte.

> *Großmutter,* so Karl May in seiner Autobiographie, *erzählte eigentlich nicht, sondern sie schuf; sie zeichnete; sie malte; sie formte.* […] *Mochte sie aus der Bibel oder aus ihrer reichen Märchenwelt berichten, stets ergab sich am Schluß der innige Zusammenhang zwischen Himmel und Erde, der Sieg des Guten über das Böse und die Mahnung, daß alles auf Erden nur ein Gleichnis sei, weil der Ursprung aller Wahrheit nicht im niedrigen sondern nur im höheren Leben liege.* […] *Großmutter war eine arme, ungebildete Frau, aber trotzdem eine Dichterin von Gottes Gnaden und darum eine Märchenerzählerin, die aus der Fülle dessen, was sie erzählte, Gestalten schuf, die nicht nur im Märchen, sondern auch in Wahrheit lebten.*[18]

Die Wahrheit – über diesen Begriff dachte Karl May in seiner Autobiographie intensiv nach; er kam zu dem Ergebnis:

> *Es gibt irdische Wahrheiten, und es gibt himmlische Wahrheiten. Die irdischen Wahrheiten werden uns durch die Wissenschaft, die himmlischen durch die Offenbarung gegeben. Die Wissenschaft pflegt ihre Wahrheiten zu beweisen; was die Offenbarung behauptet, wird von den Gelehrten höchstens als glaubhaft, nicht aber als bewiesen betrachtet. So eine himmlische Wahrheit steigt an den Strahlen der Sterne zur Erde nieder und geht von Haus zu Haus, um anzuklopfen und eingelassen zu werden. Sie wird überall abgewiesen, denn sie will geglaubt sein, aber das tut man*

---

14 wie Anm. 10, S. 10f.

15 Ebd., S. 11.

16 Hermann Wohlgschaft: Karl May. Leben und Werk. Biographie. Zweiter Band (HKA IX.1.2). Bargfeld 2005, S. 849.

17 Hermann Wohlgschaft: Karl May. Leben und Werk. Biographie. Erster Band (HKA IX.1.1). Bargfeld 2005, S. 66f.

18 LuS, S. 29f.

nicht, weil sie keine gelehrte Legitimation besitzt. So geht sie von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, ohne erhört und aufgenommen zu werden. Da steigt sie am Strahl der Sterne wieder himmelan und kehrt zu dem zurück, von dem sie ausgegangen ist. Sie klagt ihm weinend ihr Leid. Er aber lächelt mild und spricht: »Weine nicht! Geh' wieder zur Erde nieder, und klopfe bei dem Einzigen an, dessen Haus du noch nicht fandest, beim Dichter. Bitte ihn, dich in das Gewand des Märchens zu kleiden, und versuche dann dein Heil noch einmal!« Sie gehorcht. Der Dichter nimmt sie liebend auf und kleidet sie. Sie beginnt ihren Gang als Märchen nun von Neuem, und wo sie anklopft, ist sie jetzt willkommen. Man öffnet ihr die Türen und die Herzen. Man lauscht mit Andacht ihren Worten; man glaubt an sie. Man bittet sie, zu bleiben, denn Jeder hat sie liebgewonnen. Sie aber muß weiter, immer weiter, um zu erfüllen, was ihr aufgetragen worden ist. Doch geht sie nur als Märchen; als Wahrheit aber bleibt sie zurück. Und wenn man sie auch nicht sieht, sie ist doch da und herrscht im Haus für alle Folgezeiten.[19]

Wir könnten Hauff abwandeln und dieses Stückchen aus Mays Autobiographie ›Wahrheit als Märchen‹ benennen. Da wir gerade dabei sind zu variieren, sei gesagt, dass auch die Überschrift dieses Mitteilungsbeitrages eine Variante darstellt. Sie spielt auf den Titel eines Hauff-Märchens an, nämlich auf ›Die Geschichte von dem kleinen Muck‹. Der kleine Muck wohnte ganz allein in einem großen Haus in der Stadt Nicea. Obwohl schon alt, war er „nur drei bis vier Schuh hoch, dabei hatte er eine sonderbare Gestalt, denn sein Leib, so klein und zierlich er war, musste einen Kopf tragen, viel größer und dicker als der Kopf anderer Leute"[20]. Nur selten verließ er sein Haus, um spazieren zu gehen. „Wenn dann die Türe aufging und zuerst der große Kopf mit dem noch größeren Turban herausguckte, wenn das übrige Körperlein nachfolgte, angetan mit einem abgeschabten Mäntelein, weiten Beinkleidern und einem breiten Gürtel, an welchem ein langer Dolch hing, so lang, daß man nicht wußte, ob Muck an dem Dolch oder der Dolch an Muck stak"[21], da umringten ihn Halbstarke und neckten ihn seiner sonderbaren Gestalt wegen. Einer der Knaben, der Ich-Erzähler, trieb es einmal so weit, dass er dem kleinen Muck auf seine viel zu großen Pantoffeln trat, so dass er zu Boden fiel. Der Vater des Missetäters bestrafte seinen Sohn und erzählte ihm dann die Geschichte von dem kleinen Muck. Nach dem Tod seines Vaters wurde Muck von seinen hartherzigen Verwandten fortgejagt. Er zog „unter Hunger und Kummer"[22] in eine fremde Stadt und fand Unterschlupf bei Frau Ahavzi, deren Hunde und Katzen er zu versorgen hatte. Zwistigkeiten mit ihr zwangen ihn aber, auch dieses Zuhause wieder zu verlassen. Ein Paar Pantoffeln und ein Spazierstöckchen nahm er als Entschädigung für versprochenen, aber nie gezahlten Lohn mit. In den Pantoffeln lief er so schnell, dass niemand ihn einholen konnte; ja, wenn er sich in ihnen dreimal auf dem Absatz herumdrehte, konnte er sogar fliegen, wohin er wollte. Mit dem Spazierstöckchen

19 Ebd., S. 140f.
20 Wilhelm Hauff: Die Geschichte von dem kleinen Muck. In: Werke, wie Anm. 1, S. 67.
21 Ebd.
22 Ebd., S. 69.

war er in der Lage, vergrabene Schätze zu finden. So ausgerüstet zog Muck in die nächste Stadt, in der er sich als königlicher Schnellläufer bewarb. Nach einem Wettlauf, den er dank seiner Pantoffeln glänzend gewann, bekam er die Stelle. Er zog sich allerdings auch die Missgunst der übrigen Bediensteten am Hofe zu. Um die Neider günstig für sich zu stimmen, verteilte Muck unter ihnen Gold, das er mit Hilfe seines Spazierstöckchens im Garten des Palastes gefunden hatte. Dieses Gold, so flüsterte die intrigante Dienerschaft dem König ein, sei gestohlen. Muck wurde in Ketten gesteckt. Erst, als er dem König das Geheimnis seiner Pantoffeln und seines Spazierstöckchens verriet, wurde ihm die Freiheit geschenkt. Muck musste die Stadt verlassen. Auf seiner Flucht entdeckte er zwei Feigenbäume. Die Früchte des einen ließen den Menschen riesige Ohren und eine lange Nase wachsen; die des anderen, machten die Verunstaltung wieder rückgängig. Der kleine Muck sorgte dafür, dass die erste Sorte der Feigen vom undankbaren König und dessen Gefolge verzehrt wurde. Alle Ärzte vermochten es nicht, die Missbildungen des Königs und seines Hofstaates zu beseitigen. Muck, als Gelehrter verkleidet, demonstrierte mit Hilfe der zweiten Sorte der Feigen, dass er das konnte. In der Hoffnung, dass Muck ihm helfen würde, führte der König ihn in die Schatzkammer, wo Muck sich eine Belohnung aussuchen sollte. Der ergriff sofort seine Pantoffeln und sein Zauberstäbchen, ließ seine Verkleidung fallen, drehte sich auf dem Absatz herum und wünschte sich weit hinweg. Der König aber blieb mit verunstaltetem Gesicht zurück.

Führen wir uns noch einmal die Personenbeschreibung des kleinen Muck vor Augen, mit der Hauff sein Märchen einleitet, und vergleichen sie mit der des kleinen Halef, die am Anfang des Mayschen Orientromans *Giölgeda padiśhanün* steht, so stellen wir erstaunliche Übereinstimmungen fest.

> *Halef,* so May, *war ein eigentümliches Kerlchen. Er war so klein, daß er mir kaum bis unter die Arme reichte, und dabei so hager und dünn, daß man hätte behaupten mögen, er habe ein volles Jahrzehnt zwischen den Löschpapierblättern eines Herbariums in fortwährender Pressung gelegen. Dabei verschwand sein Gesichtchen vollständig unter einem Turban, der drei volle Fuß im Durchmesser hatte, und sein einst weiß gewesener Burnus, welcher jetzt in allen möglichen Fett- und Schmutznuancen schimmerte, war jedenfalls für einen weit größeren Mann gefertigt worden, so daß er ihn, sobald er vom Pferde gestiegen war und nun gehen wollte, empornehmen mußte wie das Reitkleid einer Dame.*[23]

Über die Bewaffnung Halefs heißt es wenig später:

> *Im Gürtel trug er die silberbeschlagenen Pistolen, die ich in Kairo geschenkt erhalten hatte, und den scharfen, glänzenden Dolch, in der Hand aber die unvermeidliche Nilpeitsche, als das beste Mittel, sich unter der dortigen Bevölkerung Achtung, Ehrerbietung und Berücksichtigung zu verschaffen.*[24]

23 Karl May: *Durch die Wüste* (HKA IV.1), S. 9f.
24 Ebd., S. 86.

Muck und Halef gleichen sich also. Wenn es diese Übereinstimmungen zwischen beiden schon gibt, sollte es dann nicht auch solche zwischen Muck und einer der sogenannten ›Prä-Halef‹-Figuren geben? Omar-Arha etwa gehört zu dieser Figurengruppe; noch dazu ist er eine Gestalt der schon erwähnten Mayschen Novelle *Leïlet*. Rein äußerlich freilich ähnelt er dem kleinen Muck nicht. Trotzdem gibt es zwischen dem kleinen Muck und Omar-Arha auch Berührungspunkte. Beide ereilt ein auffallend gleicher Schicksalsschlag. Beide nämlich werden verstoßen und sich selbst überlassen. Omar-Arha, so May,

> *war früher Soldat seiner vicekönigliche Majestät gewesen und nach langjähriger Dienstzeit in Folge seiner Invalidität ohne Weiteres fortgejagt und fast dem Hungertode in die Arme getrieben worden; damals nahm ich ihn zu mir, heilte ihn von seinen Gebrechen und fand mich in der Folge reichlich dafür belohnt.* […] *Außer seiner Treue und Zuverlässigkeit besaß er noch eine ganz besonders schätzenswerthe Eigenschaft in einem Humore, der nie zu versiechen* [sic] *schien, bei jeder Gelegenheit hervorsprudelte und selbst der ernstesten und schlimmsten Lage noch eine heitere Seite abzugewinnen wußte. »Mukle«, Spaßvogel, wurde er deshalb von allen Denjenigen genannt, denen er eine solche Vertraulichkeit gestattete*[25].

Mukle, wir erlauben uns, dieses Wort in unserer eigenen Art und Weise zu übersetzen; für uns bedeutet es nichts anderes als ›der kleine Muck‹!

Kein Prä-Halef, aber eine Figur, die mit ihm verwandt ist, ist der Hobble-Frank, *der kleine, eigentümliche Mensch*[26], wie ihn Karl May in seiner Jugenderzählung *Der Schatz im Silbersee* einmal tituliert. Hobble-Frank, so Erich Heinemann, „ist in gewisser Weise vergleichbar mit dem Halef der Orienterzählungen – nicht sehr groß, dafür großmäulig, aber auch tapfer“[27]. In der gerade eben erwähnten Jugenderzählung *Der Schatz im Silbersee* findet ein Wettlauf zwischen Frank und dem ›Springenden Hirsch‹ statt. Fritz Prüfer hat diesen Wettlauf im Karl-May-Jahrbuch 1924 vergleichend untersucht. Das Resümee seiner Analyse, so interessant es ist, soll hier, am Ende meiner Betrachtungen, gar nicht präsentiert werden; hier soll lediglich festgehalten werden, womit Prüfer den Silbersee-Wettlauf verglichen hat, nämlich mit dem Wettlauf zwischen Hase und Igel und – dem „Wettlauf des kleinen Muck aus dem durch Wilhelm Hauff bekannt gewordenen orientalischen Märchen“[28].

25 M. Gisela (d. i. Karl May): *Leïlet. Novelle*. In: Karl May: Feierstunden am häuslichen Heerde. Mit einer Einleitung von Siegfried Augustin. Hamburg 1994 (Reprint KMG), S. 37.

26 Karl May: *Der Schatz im Silbersee*. Mit einer Einführung von Christoph F. Lorenz. Hamburg 1987 (Reprint KMG), S. 213.

27 Erich Heinemann: Einführung. In: Karl May: *Der Sohn des Bärenjägers. Der Geist der Llano estakata*. Hamburg 1983 (Reprint KMG), S. 5.

28 Fritz Prüfer: Wettlauf. In: KMJb 1924. Radebeul 1924, S. 228–252, hier S. 230.

Eckehard Koch

Mit Karl May von Ardistan und Dschinnistan über Timpetill nach Südamerika

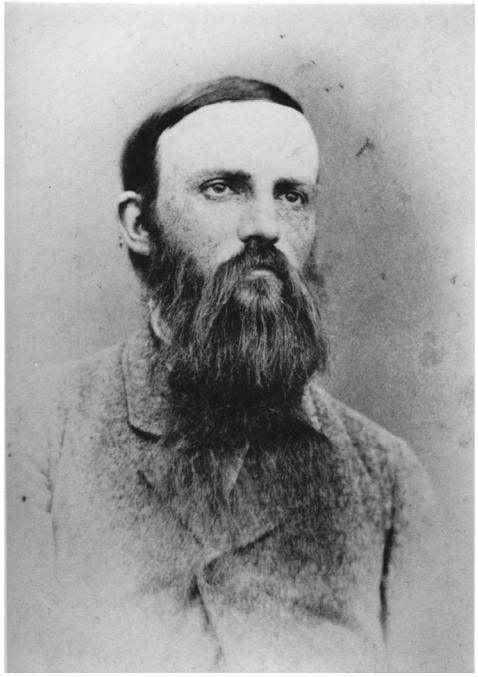
Diverses zu Karl May 4: Ein Sprachgenie

> *Ich spreche und schreibe: Französisch, englisch, italienisch, spanisch, griechisch, lateinisch, hebräisch, rumänisch, arabisch 6 Dialekte, persisch, kurdisch 2 Dialekte, chinesisch 6 Dialekte, malayisch, Nanaqua, einige Sunda-Idiome, Suaheli, hindustanisch, türkisch, und die Indianersprachen der Sioux, Apatschen, Komantschen, Snakes, Uthas, Kiowas, nebst dem Ketschumany 3 südamerikanische Dialekte. Lappländisch will ich nicht mitzählen […]*

So schrieb Karl May, wie Hans Wollschläger in seiner klassischen Biographie (›Karl May‹, Reinbek 1965, S. 72) zitiert, in einem Brief vom 2. November 1894, und vielleicht hat er aus seiner ganz persönlichen Sicht gar nicht übertrieben, sondern etwas augenzwinkernd mehrdeutig formuliert: er hatte ja nicht behauptet, dass er die Sprachen perfekt und fließend beherrsche – aus seinen Quellen hatte er entsprechende Sprachproben entnommen, immerhin auch eine achtbare Leistung, sie zu finden und richtig zu verwenden – und in seine Bücher ›geschrieben‹, und diese Worte konnte er natürlich auch ›sprechen‹ –, und nur der Empfänger des Briefes (und wir heute, die wir häufig dazu neigen, Karl May Negatives zu unterstellen) hatte wohl gedacht, May meine eine perfekte Beherrschung der Sprache.

Allerdings gab es ein Sprachgenie, das so viele Sprachen wie May und noch mehr tatsächlich beherrschte.

> „Nach Auskunft von Sauerweins Neffen, des Pastors Ludwig Sauerwein, in dessen Gedenkrede zum 100. Geburtstage am 15.11.1931 in Gronau/Leine, hatte er es auf 62 Sprachen gebracht. Nach anderen Angaben sollen es sogar 64 bzw. 66, ja gar 80 gewesen sein. Es ist natürlich dann die Frage, ob nicht diese oder jene unter verschiedener Bezeichnung womöglich doppelt gezählt worden ist. Aber weit über 60 Sprachen und Dialekte dürften es gut und gerne gewesen sein.
> Es seien hier einige dieser Sprachen aufgeführt:
> Latein, Alt-Griechisch, Neu-Griechisch, Hebräisch, Französisch, Italienisch, Spanisch, Baskisch, Portugiesisch, Englisch, Kymrisch, Irisch, Gälisch, Holländisch, Dänisch, Isländisch (Altnordisch), Norwegisch, Schwedisch, Lappisch (Samisch), Finnisch, Estnisch, Lettisch, Litauisch, Polnisch, Russisch, Ruthenisch, Ukrainisch, Sorbisch, Tschechisch, Slowakisch, Bulgarisch, Tschuwaschisch, Tamulisch, Kaschgarisch, Kumykisch, Persisch (Farsi), Armenisch, Georgisch, Sanskrit, Romani, Hindi, Kabylisch, Amharisch, Tigrisch, Koptisch, Alt-Ägyptisch, Arabisch, Madagassisch, Malaiisch, Samoisch, Hawaiisch, Chinesisch mit verschiedenen Dialekten. Darüber hinaus ist zu erwähnen: von den keltischen Sprachen das schwierige Manxisch und das zu seiner Zeit schon als entschwunden geltende Cornisch. Dazu noch das Aneiteum, das auf der südlichsten Insel der Neuen Hebriden gesprochen wird […] Zu beachten ist auch Sauerweins gute Kenntnis der den verschiedenen Sprachen zugehörigen oftmals doch sehr unterschiedlichen und komplizierten Schriftsysteme.“



Georg Sauerwein (Aufnahme zwischen 1870 und 1875)

Dies ist nachzulesen in der sehr ausführlichen und detaillierten Biographie von Hans Masalskis ›Das Sprachgenie – Georg Sauerwein‹ (Oldenburg 2003, S. 57f.), die man sich mit ungläubigem Staunen zu Gemüte führt; natürlich besteht kein Grund, an den Ausführungen zu zweifeln. Sauerwein (1831–1904), ein Zeitgenosse Mays, ist dank dieser hervorragenden Darstellung aus seiner Vergessenheit geholt worden, und man kann nur wünschen, dass die in vielerlei Hinsicht bemerkenswerte Persönlichkeit dadurch wieder bekannter wird. Sauerwein entstammte einer Pfarrersfamilie, die ursprünglich aus dem Rheinland kam und sich in Hannover und später im niedersächsischen Gronau an der Leine niederließ, wo Sauerwein geboren wurde. Schon in seiner Schulzeit war er sehr sprachgewandt, und die herausragende Begabung auf diesem Gebiet ließ ihn dann auch seinen Beruf finden. Er verdiente seinen Lebensunterhalt mit Übersetzungen, und er beherrschte die über 60 Sprachen nicht nur oberflächlich, sondern tiefgehend und auch poetisch anwendend, d. h. er schrieb in den anderen Sprachen auch jede Menge Gedichte, von denen eine Reihe in Masalskis' Biographie nachgedruckt ist. Sein Anliegen war jedoch nicht die Beherrschung der Sprachen, sondern sein wesentliches und eigentliches Ziel war die Völkerverständigung, der er dienen wollte. Dabei waren es besonders die kleinen Völker und Minderheiten, beispielsweise die Litauer oder die Sorben, derer er sich annahm, ein Zug, den er mit May teilte – hier bestand eine Geistesverwandtschaft, wie sie Anklänge auch zu Nansen zeigt bzw. zu Bertha von Suttner vorhanden war.

Sauerwein lernte die Sprachen leicht – von der üblichen Lehrmethode: Vokabeln, Grammatik, Übungsstücke hielt er nichts. Er schrieb einmal:

> „So mitten unter einem Volk lernt man die Sprache spielend, wie ich aus früher Erfahrung weiß: das strengt den Kopf nicht an und gibt doch ganz von selbst viel interessantes und reiches philologisches Material […] Die Grammatik – in der gewöhnlichen Weise betrieben – ist zum Ordnen des bereits Gelernten da. Das Schwimmen im Meere einer Sprache und ihres Formenschwalles lernt sich besser in diesem vollen freien Meere selber als, man könnte sagen, in einer solchen engen Badewanne […] Um diese Gewandtheit in derselben [Sprache] zu erreichen, ist es das beste Mittel, so viel als möglich zu lesen […] aber weniger das Augenmerk auf das massenhafte Lernen neuer Ausdrücke […] als auf das Einleben in das ganze Sein und das Eigentümliche der Sprache in deren Anschauungsweise zu richten.“ (zit. in Masalskis, S. 58f.)

Sauerwein, der die meisten seiner Übersetzungen im Auftrag der britischen Bibelgesellschaft machte, und der in Oslo (er hatte lange in Norwegen gelebt) starb, war eine kompromisslose und auch cholerische Persönlichkeit, die sich manche Feinde

machte. Er forderte eine europäische Einigung, um Frieden zu erhalten oder herbeizuführen. Aber er wandte sich gegen den Gedanken eines herkömmlichen europäischen Staates, vor allem gegen eine Vereinheitlichung und Verschmelzung zu einem europäischen Volk. Ganz im Gegenteil vertrat er die Auffassung, dass eine Gemeinschaft auch auf der Anerkennung des kulturell und sprachlich Anderen beruhen kann. In vieler Hinsicht waren seine Ideen sehr modern. Wegen seines Einsatzes für die Volkssprachen der Minderheiten wurde er beschimpft, z. B. von Knut Hamsun sogar noch nach seinem Tode. Für die Litauer versuchte er auch politisch aktiv zu werden. Ständig und verstärkt trat er gegen Ende seines Lebens für den Frieden ein, und manche hätten ihm den Friedensnobelpreis gewünscht. Der frühere Bundeskanzler Gerhard Schröder schrieb 1990 anlässlich des 1. Internationalen Sauerwein-Symposiums über ihn:

Georg Sauerwein in Algier, 1884 (Aufnahme Jean Geiser)[1]

> „Es ehrt Niedersachsen, ein Sprachgenie und gleichzeitig einen Kämpfer für Frieden und Menschenrechte zu seinen Landeskindern zählen zu dürfen […] Seine Vorstellung war, daß die Völker in vollem Verständnis füreinander und ebenbürtig friedlich zusammenleben. Dieses Ziel ist auch heute […] immer noch nicht erreicht. Dies beweist – leider, muß man wohl hinzufügen – daß die Ideen und Forderungen Sauerweins immer noch höchst aktuell sind“ (Masalskis, a. a. O., Anhang [S. 445f.]).

Und hier trifft sich Sauerwein mit Karl May – es sind ganz ähnliche Vorstellungen, die May teils auch von Lessing und Herder übernommen hatte. Im Gegensatz zu May nahm Sauerwein Partei für die verfolgten Armenier, andererseits wandten sich beide gleichermaßen gegen die Politik der westlichen Mächte in China im Zusammenhang mit dem Boxer-Aufstand, der Anlass für Mays pazifistisches Werk *Und Friede auf Erden!* wurde – Sauerwein, übrigens auch ein weitgereister Mann, ver-

1 Anmerkung der Redaktion. Dieses Foto Sauerweins in Algier von 1884 wurde ersichtlich, ganz ähnlich wie die bekannten Kostümfotos Karl Mays, vor einer künstlichen Kulisse im Atelier gemacht. Die erkennbar künstliche Kulisse wie auch die exotische Bekleidung Mays auf den Nunwarz-Fotos mag für die Zeitgenossen also durchaus nichts Befremdliches beinhaltet haben, das den Mayschen Authentizitätsanspruch hätte infragestellen müssen. Beides entsprach offenbar durchaus einer damals bekannten Tradition von Fernreisenden. (jb)

fasste ein bitterböses Gedicht im Hinblick auf die ›Hunnenrede‹ Kaiser Wilhelm II. (in Deutsch und in Französisch). Eine Strophe sei hier zitiert (Masalskis, S. 324f.):

„Blut ohne Unterlaß ist da
Ein arger Schandfleck für
Das Christentum in China:
Öffnet der Armut nur die Tür,
Entsprechend dieser Sache
Ist's nur kleinliche Rache."

Sauerwein war Pazifist, aber nicht so bedingungslos wie Bertha von Suttner. Masalskis schreibt über von Suttner (S. 336), und dies ist für einen Aufsatz zu Karl May besonders interessant:

> „In ihrer Weltsicht erkannte sie eine Entwicklung zu höherem, ‚von der Bestialität zur Humanität', an deren Ende der ‚Edelmensch' stehe. Hierbei fand sie sich in einer Seelenverwandtschaft zu Karl May [Anm.: Karl May (1842–1912), deutscher Schriftsteller], der mit ‚Ardistan' und ‚Dschinnistan' eine ähnliche Schwarz/Weiß-Malerei vornimmt. Sie schrieb ihm: ‚… Nicht wahr, wir Geistesarbeiter, die wir die Leiter halten, auf der die Menschheit »die Edelmenschheit« emporsteigen soll, müssen einander behilflich sein'. Dr. Sauerwein blieb eher Realist und sah die Menschen differenzierter. Seine Vorstellungen entsprachen nicht ganz den reinen Forderungen eines strikten Pazifismus. In einem Brief […] schrieb er, daß die auf allgemeine vollständige Entwaffnung zielenden Wünsche der Friedensfreunde ‚wohl noch etwas lange auf ihre Erfüllung warten müssen, sie gehen vielfach etwas zu weit und geraten in Gefahr, sogar Schaden anzurichten'".

Stattdessen forderte er, dass sich Europa einigen möge und dann auch mit militärischer Macht den Friedensbruch verhindern solle.

In einem anderen Punkt waren sich aber May und Sauerwein auch einig: Beide traten für eine Aussöhnung und den Frieden zwischen Deutschland und Frankreich ein – Sauerwein eher indirekt, May sehr offensichtlich. In seiner Biographie ›Karl May – Leben und Werk‹ (Bargfeld 2005) zitiert Hermann Wohlgschaft May mit den Worten (S. 1606):

> „Das wechselseitige *Vertrauen* zwischen beiden Völkern könne eine *unbesiegbare und eminent friedliche Weltmacht* begründen. Eine friedensfördernde Zeitschrift (wie ›La paix par le droit‹) sollte *uns lehren, einander verwandt und einander vertraut zu werden und dabei doch die Eigenart zu achten, die jedem Freund am Freunde heilig ist.* Die Umfrage des französischen Journals […] diente der Vorbereitung des 16. Internationalen Friedenskongresses, der vom 9. bis 14. September 1907 in München stattfand."

Zu dieser Zeit war Sauerwein schon tot. Er hatte den Friedenswillen eher in Großbritannien, wo er sich besonders hingezogen fühlte, und bei Königin Victoria, vielleicht etwas zu blauäugig, gesehen (wie May in seinen eben zitierten Worten wohl auch etwas realitätsfremd war), aber als die Weltausstellung von Paris 1900 nahte, brachte Sauerwein zu diesem Anlass einen Nachtrag zum Peace-Album von 1899 (das waren mehrsprachige Gedichte zu Ehren des Geburtstages von Königin Victoria und zum Friedenskongress in Den Haag) in französischer Sprache: ›Ich grüße

Dich, oh mein Paris‹ (Masalskis, S. 328). Sauerwein prägte auch ein neues, im Grunde noch heute gültiges Schlagwort: „si vis pacem, linguas para!“ (Wenn du Frieden willst, rüste dich mit Sprachen!) (Masalskis, S. 338f.)

Sauerwein war zu seiner Zeit sehr bekannt, zur Hitlerzeit wurde er aus den Bibliotheken entfernt, später versank er in der Vergessenheit, aber heute wird über ihn international geforscht und publiziert, es gab mehrere internationale Sauerwein-Symposien. Gedichte und Prosa von ihm wurden in mehreren Sprachen veröffentlicht, und allein seit 1970 wurde er in mehr als 350 deutschen und internationalen Zeitschriftenaufsätzen und Bucherwähnungen herausgestellt (Masalskis, Anhang [S. 446]). Der Bezug zu Karl May hier ist nun ein wichtiger Nachtrag zum Gesamtbild.

Die Fotos zu diesem Artikel stammen aus dem Bildteil des im Text genannten Buches von Hans Masalskis.

Aus dem Internet gefischt

Unter dem Obertitel ›Winnetou and Old Shatterhand‹ bietet Independent Broadcasting Associates (IBA) zwei englischsprachige Rundfunk-Essays von Julian Crandall Hollick über Karl May bzw. mit Erwähnung Karl Mays an. IBA bzeichnet sich als „gemeinnützige Medien-Produktionsgesellschaft, die Programme über Indien, Europa und den Islam für National Public Radio entwickelt“. Zum Ziel der Arbeit dieser US-Mediengesellschaft heißt es: “Our mission is to live and work among villagers and city dwellers in the Third World to tell their stories, to bring their lives to Western radio audiences.”

- Karl May’s Imaginary America
- The American West in the European Imagination

Die beiden Funkessays sind als Text oder im Audioformat zu finden und können zudem in CD- oder MP3-Form bezogen werden.

www.ibaradio.org/Europe/index.htm. (jb)

Hermann Wohlgschaft

Das Buch der Liebe – redigiert und teilweise verfasst von Karl May

Kritisches zu einem Vorwort Dieter Sudhoffs

Herausgegeben von Dieter Sudhoff wurde – als Band 87 von ›Mays Gesammelten Werken‹ – das 1875/76 in anonymen Lieferungsheften bei Münchmeyer erschienene *Buch der Liebe* im Karl-May-Verlag publiziert. Die geistesgeschichtlich gesehen wichtigsten Teile dieses Buches stammen, wie wir seit 1982 wissen, zum Großteil von Karl May. Es ist wohl Sudhoffs Verdienst, dass dieses interessante, in seiner May-biographischen Bedeutung hoch einzuschätzende Werk nun einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich ist. Außerdem ist es Sudhoff zu danken, dass der Leser – mit Hilfe der Fußnoten – jetzt mühelos zu erkennen vermag, welche Textpartien von May (mit Sicherheit oder sehr wahrscheinlich) verfasst wurden und welche mit Sicherheit nicht.

Zudem wissen wir nun, dass einige Partien des *Buches der Liebe*, die bisher Karl May oder einem unbekannten Autor zugeschrieben wurden, von dem heute vergessenen Physiker und Philosophen Philipp Spiller (1800–1879) bzw. dem berühmten Zoologen Ernst Haeckel (1834–1919) stammen. May hat diese Partien redigiert, als Zitate aber – in der Regel – nicht kenntlich gemacht. Aus dieser Tatsache zieht Sudhoff in seinem Vorwort zum KMV-Band 87 (S. 5–41) überzogene Schlussfolgerungen, die m. E. zumindest teilweise verfehlt sind.

Heimliche Zitate

Ganz richtig schreibt Sudhoff: Im *Buch der Liebe* habe May nicht nur „das für die zweite Abteilung verwendete Werk über die ›Geschlechtskrankheiten des Menschen‹ von vermeintlich anstößigen Stellen gesäubert, er hat vor allem zwei ganz anders geartete, die Liebe im menschheitlichen Sinn transzendierende Abteilungen hinzugefügt, die das Phänomen in seiner ganzen kulturgeschichtlichen, philosophischen und religiösen Vielfalt behandeln. Darüber hinaus ging er in ihnen mit einer wissenschaftlichen Ernsthaftigkeit den großen Fragen nach dem Ursprung, der Natur und dem Sinn der Schöpfung nach, wie man sie von einem erst beginnenden, im Wesentlichen autodidaktisch gebildeten Schriftsteller aus dem Proletariermilieu eigentlich nicht erwarten konnte. Notwendig hierfür waren umfangreiche, auch Grenzbereiche der Wissenschaft berührende Studien […]“ (S. 26). Sehr zu Recht auch bescheinigt Sudhoff dem jungen May „eine erstaunlich kritische und selbstständige, durch die Gedanken der Aufklärung beeinflusste Haltung“ (S. 27).

Angesichts dieser ja außerordentlich positiven Einschätzung der von May verfassten Texte des *Buches der Liebe* wirken einige Formulierungen Sudhoffs um so befremdlicher.

So heißt es auf S. 36: May war „kühn genug, sich ganz direkt das geistige Eigentum des seinerzeit bedeutendsten und umstrittensten deutschen Naturforschers und Evolutionstheoretikers, nämlich des Zoologen Ernst Haeckel […], anzueignen […] Die

dahinter stehende Chuzpe des gescheiterten Lehramtskandidaten, entlassenen Zuchthäuslers und jetzigen Kolportageredakteurs hätte nicht größer sein können, wenn er es gewagt hätte, Gedichte Goethes oder Schillers als seine eigenen auszugeben […]“.

Dieser Plagiats-Vorwurf an die Adresse Mays scheint mir in doppelter Hinsicht übertrieben:

Erstens: *Das Buch der Liebe* ist anonym erschienen. May konnte aus dieser Publikation keinen ideellen Vorteil – etwa die Hebung seines Ansehens durch geistigen Diebstahl an Spiller oder Haeckel – ziehen.

Zweitens: Der Münchmeyer-Redakteur Karl May hatte aus den Schriften Spillers und Haeckels (vielleicht auch noch anderer, bisher nicht entdeckter ›Autoritäten‹) zwar manche Partien abgeschrieben; er hat sich dann aber in sehr eigenständiger Weise mit dem Gedankengut Spillers und Haeckels auseinandergesetzt und sich von diesen Autoren deutlichst distanziert: in den Textpassagen, die zweifelsfrei von May selbst verfasst wurden. (Gleichwohl, darin hat Sudhoff natürlich Recht, wäre es besser gewesen, wenn der Redakteur May die Spiller- und Haeckel-Partien konsequent in Anführungszechen gesetzt hätte.)

Evolutionstheorie und biblischer Schöpfungsglaube

Sudhoff selbst hebt hervor, dass May in „allen Fällen […] die Fremdtexte selber ausgewählt und an den ihm geeignet scheinenden Stellen eingefügt“ (S. 40) habe. Was Sudhoff – aus welchen Gründen auch immer – freilich nicht gelten lassen will: Die eigenständige, ja fast beispiellose Leistung Karl Mays bestand gerade darin, dass er die von Darwin, Haeckel, Spiller u. v. a. vertretene biologische Evolutionstheorie zwar grundsätzlich akzeptiert und begeistert gefeiert hat, gleichzeitig aber die atheistischen Prämissen dieser Wissenschaftler auf intelligente Weise zurückwies. In dieser Hinsicht war May seiner Zeit weit voraus. Denn im 19. Jahrhundert war man (von wenigen Ausnahmen abgesehen) entweder naturwissenschaftlich gebildeter Atheist oder bibelgläubiger und aufklärungsfeindlicher Christ. Diese falsche Alternative hat May schon 1875/76 durchschaut und im *Buch der Liebe* korrigiert.

In zwei umfangreichen Studien – abgedruckt im ›Jahrbuch der KMG 2003‹ (S. 141–243) – habe ich diese These begründet. Doch Sudhoff bemerkt dazu nur: „Es hat in der neueren Karl-May-Forschung Versuche gegeben, speziell das geistige Eintreten des Schriftstellers für die materialistischen Entwicklungstheorien Charles Darwins bzw. seines deutschen Vertreters Ernst Haeckel (die May angeblich nur durch Familienblätter wie die ›Gartenlaube‹ gekannt habe) und sein Festhalten am teleologischen Weltbild der Bibel positiv zu werten als die originelle Denkleistung eines zutiefst gläubigen, zugleich aber undogmatischen und vor allem eigenständigen Geistes. In diesem Zusammenhang hieß es auch, May habe sich für das ›Buch der Liebe‹ zwar von literarischen Quellen anregen lassen, aber keinesfalls abgeschrieben. Das Gegenteil ist richtig.“ (S. 33)

Ohne mich namentlich zu nennen, spielt Sudhoff auf die besagten Aufsätze im ›Jahrbuch der KMG 2003‹ und auf die entsprechenden Passagen meiner May-Biographie (Band I, S. 381–405) an.

Meine Bemerkung, dass May nicht abschrieb (Biographie I, S. 398), bezog sich – wie der Kontext erkennen lässt – auf diejenigen Partien des *Buches der Liebe*, in denen sich May, konträr zum Zeitgeist, als Vermittler zwischen biologischer Evolutionstheorie und biblischem Schöpfungsglauben verstand. Dass May seine naturwissenschaftlichen und religionsphilosophischen Kenntnisse irgendwelchen Quellen entnahm, ist ja – wie ich in den Jahrbuch-Aufsätzen und in der Biographie deutlich hervorhob – selbstverständlich. Ich habe auch keineswegs behauptet, dass May seine Weisheit nur aus der ›Gartenlaube‹ oder ähnlichen Familienblättern bezogen habe; vielmehr habe ich die Schriften Haeckels als mögliche Quellen für May ja ausdrücklich genannt (JbKMG 2003, S. 202f.), darunter auch das populäre Werk ›Natürliche Schöpfungsgeschichte‹ (1868), das May – wie wir jetzt wissen – tatsächlich benützt hat. Dennoch beklagt Sudhoff, „dass selbst jene May-Forschung, die sich dezidiert mit dem Verhältnis des Schriftstellers zum Darwinismus und zur Evolutionstheorie beschäftigt hat, dieser so nahe liegenden und für die einschlägige Wissenschaftsgeschichte so epochalen Quelle nicht auf die Spur gekommen ist. Die ›wissenschaftliche‹ Sorglosigkeit hier wie dort ist jedenfalls verblüffend […]“ (S. 36)

Nein, „verblüffend“ scheint mir eher die „Sorglosigkeit“, mit der Sudhoff übersieht, dass ich im ›Jahrbuch der KMG 2003‹ (S. 147) und in der May-Biographie (S. 393) eine auf Haeckel zurückgehende Partie des *Buches der Liebe* zwar für May-Text hielt, dabei aber doch auf das ›Biogenetische Grundgesetz‹ Haeckels als wahrscheinliche Inspirationsquelle Mays verwies. Sicher, ich war der Meinung, dass May seine Kenntnisse wohl eher aus diversen Zeitschriften entnommen habe; dass ihm Haeckels ›Natürliche Schöpfungsgeschichte‹ bekannt war, dies hielt ich für weniger wahrscheinlich. Nun sind wir zwar – dank Sudhoff – eines Besseren belehrt; das ändert aber nichts daran, dass schon der frühe May der 1870er Jahre ein origineller Denker war. Denn die materialistische Weltanschauung Haeckels u. v. a. hat er nicht übernommen, sondern in ihrer Haltlosigkeit durchschaut.

Dass May sein naturwissenschaftliches bzw. anthropologisches Wissen unmittelbar einem Haeckel-Werk (und einer wenig bekannten Schrift von Spiller) ›entlehnt‹ hatte und nicht – wie ich als wahrscheinlicher annahm – den Aufsätzen anderer Darwinisten (Louis Büchner, Carl Vogt u. a.), ist doch gar nicht so wichtig. Sehr viel wichtiger ist, dass May sich zum Darwinismus differenziert geäußert hat und zu einer eigenen – durchaus vernünftigen – Sichtweise gekommen ist.

Naturwissenschaft und Religion

Die Relevanz der von May redigierten, d. h. in diesem Falle abgeschriebenen, Spiller- und Haeckel-Passagen in der 3. Abteilung des *Buches der Liebe* wird von Sudhoff doch wohl überschätzt. Die verkappten – weil als Zitate nicht gekennzeichneten – Spiller-Partien machen insgesamt ca. 9 Seiten in der Fassung des KMV-Bandes 87 aus. Der philosophische Inhalt dieser 9 Seiten stimmt sachlich überein mit den Theorien, die May auch sonst im *Buch der Liebe* – übrigens auch in den parallel verfassten *Geographischen Predigten* – vertreten hat. Was ins eigene Konzept hineinpasst, hat May von Spiller übernommen; diejenigen Spiller-Partien aber, die seiner Weltanschauung bzw. seinem Gottesbild entgegenstehen,

hat May mit Anführungszeichen versehen und kritisch kommentiert. Dass er sich dabei in schwerwiegende Widersprüche verwickelte, kann ich – im Gegensatz zu Sudhoff – überhaupt nicht sehen.

Mit den heimlichen Haeckel-Zitaten verhält es sich im Prinzip nicht anders. In der KMV-Fassung insgesamt ca. 6 Seiten Haeckel-Text hat May in die 3. Abteilung des *Buches der Liebe* eingebaut, ohne die Zitate als solche auszuweisen. Im Wesentlichen handelt es sich bei diesen 6 Seiten um eine Darstellung der Darwinschen Deszendenzlehre (leibliche Abstammung des Menschen aus dem Tierreich), die May – wie gesagt – bejaht hat: bei gleichzeitiger Ablehnung einer materialistischen und atheistischen Deutung der Evolution, wie sie durch Haeckel u. v. a. propagiert wurde. Auch im Falle der Haeckel-Partien also ist May seiner differenzierenden Botschaft (Evolutionstheorie ja, Atheismus nein) völlig treu geblieben. Ein höchst bedauerlicher Lapsus freilich ist ihm passiert: Eine rassistische Haeckel-Partie, die ›primitive‹ Völker (z. B. *die affenartigen Negerstämme vom obern Nile*, S. 552) nicht zu den ›richtigen‹ Menschen zählt, hat May übernommen! (In Mays späteren Erzählungen aber wird diese Auffassung mit zunehmender Konsequenz revidiert.)

Was Mays Umgang mit Quellen betrifft, habe ich im ›Jahrbuch der KMG 2003‹, S. 226, geschrieben: „[…] auch wenn er viele und divergierende Quellen benützte, war May, im Kern, ein unabhängiger Geist, ein eigenwilliger Denker. Er griff nicht einfach nur auf, was er zufällig fand oder was ihn gerade so anflog. Nein, der Autor Karl May war ein intelligenter, unterscheidungsfähiger Leser, der sorgfältig prüfte und, was er gebrauchen konnte, gezielt übernahm.“ Einmal abgesehen von der *Neger*-Partie im *Buch der Liebe* würde ich noch heute so formulieren, gerade auch im Blick auf die Spiller- und Haeckel-Zitate.

Die eigentliche Differenz zwischen Sudhoff und mir liegt jedoch, wie ich vermute, auf einer ganz anderen Ebene. Sudhoff räumt zwar ein, dass May „tatsächlich an einer Vermittlung zwischen der Deszendenztheorie und seiner aus Kindheitstagen herrührenden Gottesgläubigkeit gelegen war“ (S. 38).[1] Doch diese Vermittlung ist

1 Möglicherweise bezieht sich Sudhoff indirekt auch auf den Beitrag von Hans-Rüdiger Schwab im ›Jahrbuch der KMG 2005‹ (S. 105–163, vor allem S. 150f., Anm. 47): Gegen meine These, May habe zwischen der darwinistischen Evolutionslehre und dem theistischen Schöpfungsglauben zu vermitteln versucht, meldet Schwab seine „Skepsis“ an. Ich bin mir freilich sicher, dass Schwab meine Ausführungen im JbKMG 2003 missverstanden hat. Sehr deutlich habe ich ja vermerkt, dass der Darwinismus nicht die einzige und nicht die wichtigste Inspirationsquelle für den May’schen Entwicklungsgedanken war; und ebenso deutlich habe ich geschrieben, dass May kein Darwinist im Sinne des *haltlose[n]*, d. h. atheistischen *Evolutionistenthum[s]* gewesen ist; so gesehen war diese Beteuerung des späten May – wie Schwab bemerkt und wie auch ich betont habe – in der Tat keine bloße Schutzbehauptung. Der Kernpunkt ist aber: Weder Schwab noch Sudhoff können bestreiten, dass May die Evolutionslehre bejahte, am theistischen Schöpfungsglauben dennoch festhielt und folglich beides miteinander zu verbinden suchte. Wie gut ihm dies geglückt ist, bleibt natürlich Ansichtssache, abhängig vom Standpunkt des Lesers.

May – nach der Auffassung Sudhoffs – gründlich misslungen: „Insbesondere die auf physikalische Erkenntnisse gestützten Überlegungen zu einer kreativen Universalenergie, dem Weltäther, stehen in krassem Gegensatz zur andernorts behaupteten Existenz eines persönlichen Gottes, und dasselbe gilt für die begeistert vorgetragenen evolutionistischen Naturgesetze, deren Vereinbarkeit mit einer göttlichen Schöpfungsintention zwar immer wieder behauptet, aber nirgends wirklich schlüssig nachgewiesen wird. Letztlich stehen wissenschaftliche und religiöse Positionen, gottesleugnerische und gottesgläubige Gedankenwelten unversöhnt nebeneinander.“ (S. 33)

Dieses unversöhnte Nebeneinander von Wissenschaft und Religion ist eine anfechtbare These Sudhoffs (und vieler anderer, die den Schöpfungsglauben für unvernünftig halten)! Natürlich war May nicht in der Lage, „die Vereinbarkeit der modernen Evolutionstheorie mit der Vorstellung eines persönlichen Gottes zu beweisen“ (S. 32); denn rationale, rein wissenschaftliche, ›Gottesbeweise‹ sind von vorneherein unmöglich. Um solche Gottes-Beweise geht es aber ja gar nicht. Es geht vielmehr darum, die angebliche (von Spiller, Haeckel und nun auch Sudhoff behauptete) Nicht-Vereinbarkeit von Gottesglauben und Evolutionslehre mit guten Gründen zu widerlegen. Und dies ist May, aus meiner Sicht, sehr wohl gelungen! Man lese dazu beispielsweise die Ausführungen Mays im *Buch der Liebe*, S. 310f., S. 340 oder S. 451 (in der Paginierung des KMV-Bandes 87).

Ein zu negatives Karl-May-Bild

Weil May als anonymer Münchmeyer-Redakteur manche Spiller- und Haeckelzitate verschleiert hat, bringt Sudhoff nun fast alles in eine Schieflage: „Statt […] die Thesen Haeckels zu referieren und zu diskutieren, identifizierte er [May] sich abschreibend selber mit dem großen Naturwissenschaftler und stellte sich sogar noch über ihn, indem er die heimlichen Zitate durch seine persönlichen, eher naiven Glaubensvorstellungen relativierte. Man kann in dieser Selbstüberhöhung, die aus persönlichen und biographischen Defiziten resultierte, ein Muster erkennen, das den Menschen und Schriftsteller Karl May ein Leben lang leitete, von den kriminellen Hochstapeleien, bei denen er sich als ›Dr. med. Heilig‹ oder als adeliger ›Polizeileutnant von Wolframsdorf‹ ausgab, über das im ›Buch der Liebe‹ zu beobachtende Selbstverständnis als Religionsphilosoph oder Naturwissenschaftler bis hin zur Identifikation mit dem omnipotenten Ich-Helden Old Shatterhand alias Kara Ben Nemsi, der im Alter dann sogar noch eine weitere Idolisierung zur ›Menschheitsfrage‹ erfahren durfte.“ (S. 38)

Wenn Sudhoff im *Buch der Liebe* schon die Allmachtsphantasien Old Shatterhands sieht und Mays Leistung weitgehend auf „Hochstapelei“, auf „Hybris“ und „Geltungsbedürfnis“ (S. 25) reduziert, so ist das seine subjektive Auffassung, der man sich nicht anschließen muss. Hinzu kommt freilich ein Weiteres: In der zweiten, von May nur redigierten, Abteilung des *Buches der Liebe* geht es um sexuelle Aufklärung. Sudhoff nimmt dies zum Anlass, Mays Einstellung zur Sexualität kritisch zu bewerten. Ohne es beweisen zu können, meint Sudhoff unter anderem: May habe eine „restriktive, körperfeindliche Erziehung im Elternhaus“ (S. 18) erfahren; er

sei „bis ins Alter hinein“ ein von sexuellen „Schuldgefühlen gequälter Mann“ (S. 18f.) gewesen; auch im *Buch der Liebe* verrate sich „deutlich genug ein gestörtes Verhältnis zur Sexualität“ (S. 24); leider habe es May „nicht gelernt und erfahren“, die sexuelle Vereinigung als „einen natürlichen, beglückenden Akt zu sehen“ (S. 24). Außerdem gibt Sudhoff zum Besten, im Juli 1869 sei bei May „laut polizeiinternen (und daher zuverlässigen) Steckbriefen eine ›Trippererkrankung‹ diagnostiziert worden, an deren Nachwirkungen er vermutlich noch immer zu leiden hatte“ (S. 19).

Das alles scheint mir nicht stichhaltig. Sudhoffs Respekt vor polizeilichen „und daher zuverlässigen“ (!) Aussagen in Ehren – aber solche Steckbriefe haben keinerlei Beweiskraft. Und ob May nun „ein gestörtes Verhältnis zur Sexualität“ hatte oder nicht, darüber lässt sich schwer diskutieren – weil weder Sudhoff noch ich hier Sicheres wissen können. Insgesamt wirken Sudhoffs Hypothesen höchst spekulativ. Welches May-Bild wird uns da vermittelt? Ich sage es etwas grob: Ein Psychopath, ein naiv frommer, sexuell verklemmter Neurotiker lebt seine hochstaplerische Veranlagung im *Buch der Liebe* voll aus; und weil er geistig zu beschränkt ist, um die Spiller- und Haeckel-Plagiate „harmonisch in sein eigenes, eher herkömmliches Weltbild zu integrieren“ (S. 33f.), verstrickt er sich in widersprüchlichen Nonsens.

Ich bin nicht der Meinung, dass man May nicht kritisieren darf; aber die Kritik muss stimmig sein, muss also gut begründet werden. Was mich an Sudhoffs Vorwort irritiert: Die altbekannten, Mays Ansehen schädigenden Klischees werden in diesem Vorwort – m. E. unnötigerweise – noch bekräftigt.

Eine gelungene Auftragsarbeit

Abschließend sei vermerkt: *Das Buch der Liebe* ist eine typische Auftragsarbeit mit vielen Schwächen. Der Münchmeyer-Redakteur Karl May hat die Texte flüchtig zusammengestellt, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Das heißt aber nicht, dass die von May verfassten Teile nichts wert seien. Im Gegenteil, der originale May-Text ist hochinteressant und zwar – meiner Meinung nach – vor allem aus drei Gründen:

Erstens: Wie auch Sudhoff zugesteht, hat May die Liebe – weit über die sexuelle Liebe hinaus – in all ihren Dimensionen bedacht. So werden die göttliche Liebe, die erotische Liebe von Mann und Frau, die Eltern- und Kindesliebe, die allgemeine Nächstenliebe, die Liebe zur Schöpfung, die Liebe zu Kultur und Wissenschaft zur Sprache gebracht.

Zweitens: Was Sudhoff leider nicht anerkennt, May hat die – für das 19. Jahrhundert bezeichnende – Kluft zwischen Religion und Naturwissenschaft, insbesondere der Evolutionstheorie, im *Buch der Liebe* zumindest ansatzweise überwunden. Jedenfalls hat May die richtigen Fragen gestellt: Laufen die Erkenntnisse Darwins notwendig auf den Atheismus hinaus? Schließen sich die moderne Wissenschaft und der biblische Schöpfungsglaube wirklich aus? Ist die Weltgeschichte nur die Summe von natürlichen Wechselwirkungen, ohne Sinn und ohne Ziel? Mit guten Argumenten hat May diese Fragen verneint und damit Einsichten formuliert, die im 19. Jahrhundert fast singulär waren. Der katholische Theologe Armin Kreiner

schrieb im Jahre 2005 in der ›Süddeutschen Zeitung‹: „Dass der Darwinismus zwangsläufig auf einen Atheismus hinausläuft, ist mehr als fraglich […] Der (Neo-) Darwinismus, verstanden als eine Theorie über die Mechanismen der Evolution (Selektion und Mutation), rekurriert auf keine transzendenten Ursachen und Ziele, weil er sie zur Erklärung der Phänomene ebenso wenig benötigt wie Astrophysik oder Molekularbiologie. Daraus folgt nicht, dass der Darwinismus die Annahme transzendenter Ursachen und Ziele ausschließt oder im Widerspruch dazu steht. Daraus folgt auch nicht, dass sich die Entwicklung von Leben und Bewusstsein nichts anderem als einem Zufall verdankt. Als Darwinist kann man das zwar so sehen, man muss es aber nicht. Der Darwinismus ist eine Theorie über die Gesetzmäßigkeiten der Evolution, keine Ideologie für oder wider metaphysische Zwecke. Aus diesem Grund kann man durchaus Darwinist und Christ sein – und dabei sogar noch ›intellektuell befriedigt‹.“ Im Prinzip genauso hat May schon im Jahre 1875 im *Buch der Liebe* argumentiert. Die Forschung sollte dies nicht kleinreden!

Drittens: Wie Sudhoff gerade mal am Rande erwähnt (S. 27), hat May die Liebe mit Gott identifiziert. Die auf die Bibel zurückgehende Gleichsetzung von Gott und Liebe (vgl. 1 Joh 4, 16) zieht sich in den von May verfassten Teilen des *Buches der Liebe* wie ein roter Faden hindurch. Dieses Merkmal scheint mir wichtig. Dass Gott die Liebe sei, ist ja – wie der Religionsphilosoph Eugen Biser herausstellt – der Spitzensatz der Bibel, von dem her alle anderen Aussagen des Alten und Neuen Testaments neu artikuliert werden müssen. Biser spricht (in der ›Süddeutschen Zeitung‹ vom 12.9.2006, S. 12) die „Tatsache“ an, „dass der christliche Gottesbegriff fast 2000 Jahre verdunkelt war. Das Zweite Vatikanum [1962–65] hat gebrochen mit einer jahrhundertelangen Gewalttradition. Im Christentum war es im Laufe von Jahrhunderten fast zur Gewohnheit geworden, auf Abweichungen im Glauben mit Gewalt zu reagieren.“ Biser mahnt an: „Wir müssen das Unfassliche zu begreifen suchen: dass Gott die Liebe ist. Die Menschheit hat das nie realisiert und gewusst. Wir Christen sind beauftragt, uns diesen Gedanken anzueignen.“ Dass May sich diesen Gedanken schon 1875, im *Buch der Liebe*, angeeignet hat, ist – im Blick auf die heutige Debatte zum Thema ›Religion und Gewalt‹ – nichts Geringes.

Nach dieser Würdigung müssen auch die Schwachpunkte des *Buches der Liebe* benannt werden. Die Schwächen dieses Buches habe ich in der May-Biographie (Band I, S. 385f.) schon angedeutet. Ergänzend füge ich hinzu: Selbstverständlich ist das konservative Frauen- und Familienbild, das dem *Buch der Liebe* zugrunde liegt, heute obsolet geworden. Und selbstverständlich sind die heimlichen Zitate, da ist Sudhoff zuzustimmen, nicht korrekt. Das alles ändert aber nichts daran: Im *Buch der Liebe* hat der junge Karl May seinen Münchmeyer-Auftrag im Wesentlichen mit Bravour gemeistert.

Gregor Seferens

Im Westen Neues

Nachdem Joop Oosterbaan und Frits Roest sich während der vergangenen Jahre vor allem mit dem Aufspüren, Erfassen und Ordnen niederländischer Karl-May-Ausgaben beschäftigt und darüber publiziert haben, wenden sich die beiden May-Sammler und -Forscher in ihrem neuen Buch mehr inhaltlichen Aspekten der May-Rezeption in den Niederlanden zu.

Im Rahmen seiner bibliographischen Forschungen hat J. C. Oosterbaan die Beobachtung gemacht, daß der Umfang der Übersetzungen mit der Zeit abnimmt. Das gilt sowohl für spätere Auflagen ehemals – prima vista – vollständiger Übersetzungen der deutschen Texte als auch für Neuausgaben der 30er und 40er Jahre des 20. Jahrhunderts. Im ersten Teil von ›Karl May de 'verschreven' schrijver‹ (Karl May, der ›umgeschriebene‹ Schriftsteller) untersucht Oosterbaan, welche Textteile gestrichen oder zusammengefaßt wurden. Er geht dabei von der Auffassung aus, daß May die reine Abenteuerhandlung dazu benutzt, über Dinge zu schreiben, die ihn beschäftigen und die zusammen mit der spannenden Geschichte das Typische der Mayschen Reiseerzählungen ausmachen. Oosterbaan führt für diese unverzichtbaren Elemente den Begriff ›Parameter‹ ein und untersucht im folgenden neun dieser Parameter: Religionen, Recht/Unrecht und Normen/Werte, Rassismus und Humanität, Ablehnung irdischen Reichtums, Landschaftsbeschreibungen und Exkurse aller Art, Nebenfiguren, Spionieren/Auskundschaften/Anschleichen, Wunderwaffen und Waffenbeherrschung, die Verwendung von Fremdwörtern und -sprachen.

Läßt man „unseriöse Übersetzungen" (in denen z. B. ein Band wie *Durch die Wüste* auf einhundert Seiten gekürzt wird) einmal beiseite, lassen sich – so Oosterbaan – zwei Tendenzen beobachten: Werden bereits bestehende Übersetzungen – wie die aus dem Becht-Verlag – gekürzt, fallen vorzugsweise Passagen weg, die in die Abenteuerhandlung weniger fest eingebunden sind (Exkurse über Religion, Geschichte, Landschaftsbeschreibungen, Ethnologisches usw.). Bei den Neuübersetzungen (wie etwa die Frany-de-Luxe-Ausgabe aus den 30er Jahren) tendieren die Bearbeiter eher dazu, die Texte gleichmäßig zu kürzen, so daß diese Ausgaben bei ähnlich starker Kürzung einen besseren Eindruck vom ursprünglichen Text geben als etwa die Nachkriegsauflagen aus dem Becht-Verlag. Insgesamt läßt sich feststellen, daß in den Übersetzungen, die nach dem Zweiten Weltkrieg erscheinen, der Inhalt zunehmend auf die Abenteuerhandlung reduziert wird, ein Trend, der erst durch die fünfzigbändige Taschenbuchausgabe des Prisma-Verlags gestoppt wird. Auf diese von F. C. de Rooy besorgte Ausgabe geht Oosterbaan nur am Rande ein. Zurecht, wie ich finde, weil dieser Ausgabe – jedenfalls den ersten 25 Bänden – ein vollkommen anderes Bearbeitungskonzept zugrunde liegt, das einer eigenen Untersuchung wert wäre: Sie ordnet Mays Reiseerzählungen zu einer Art Old-Shatterhand-Biographie.

Im zweiten Teil des Buchs gibt Frits Roest einen aktualisierten Überblick über die Publikationsgeschichte der May-Übersetzungen sowie über die bisher vorliegende niederländische „Sekundärliteratur" zu Karl May und seinem Werk. Dabei handelt

es sich vor allem um Rezensionen zu Mays (übersetzten) Büchern und Artikel über sein Leben und Werk. Ähnlich wie in Deutschland steht dabei zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Frage im Mittelpunkt, ob die Werke Mays für Jugendliche geeignet sind. Auch Karl Mays kriminelle Vergangenheit wird wiederholt thematisiert und gegen seine Bücher ins Feld geführt. Doch auch in den Niederlanden bleiben diese „Warnungen“ wirkungslos: die jugendlichen Leser sind von May begeistert, und die Eltern kaufen die Bücher in großer Zahl. Während nach dem Ersten Weltkrieg in der Presse immer häufiger auf den humanistischen Geist der Abenteuerbücher hingewiesen wird, findet man in wissenschaftlichen Büchern zur Kinder- und Jugendliteratur auch nach 1945 noch wiederholt eine skeptische Haltung zu May. Vor allem das Erscheinen der Prisma-Ausgabe und die Filme nach Karl-May-Motiven lösen eine regelrechte Flut von Veröffentlichungen aus. Wie populär May in den Niederlanden war, zeigt die Tatsache, daß man ihm und seinem Werk allerorten begegnet: Schiffe tragen den Namen ›Winnetou‹ ebenso wie ein Kinderfahrrad; bereits 1924 führt ein Freilichtensemble ein ›Winnetou‹-Stück auf.

Mit ›Karl May, de ‘verschreven’ schrijver‹ hat das bewährte Autorengespann Oosterbaan/Roest erneut ein materialreiches und informatives Buch über Karl May in den Niederlanden vorgelegt, das einen gewichtigen Beitrag zur Erforschung der May-Rezeption in den Niederlanden leistet.

J. C. Oosterbaan/Frits Roest: Karl May de „verschreven“ schrijver. Krabbendijke 2006, 248 Seiten, zahlreiche Abbildungen; zu beziehen über: Drukkerij van Velzen, 0031-113-501402 – nach Mia Sandee fragen –; 20,- € plus Versand

► Unser Lesetip ◄

Eines der von Reinhold Wolff maßgeblich mitgestalteten Highlights der letzten Jahre war das Karl-May-Symposium im Jahre 2000 in Lubbock, Texas. In dem Sammelband mit den Vorträgen dieser Veranstaltung kommt auch er noch einmal ausführlich zu Wort:

Meredith McClain/Reinhold Wolff (Hg.): Karl May im Llano Estacado. Hansa Verlag, Husum 2004. 339 S. Für KMG-Mitglieder 13,-- €.

Zu beziehen über die zentrale Bestelladresse der KMG (vgl. hinterer Umschlag innen).

Neues um Karl May

Karl-May-Gesellschaft

Jahrbuch 2006: Rezension von Dr. Chr. Heermann in Sächs. Ztg. (Dresden) 29.11. 2006.

May-Ausgaben

›Das Buch der Liebe‹, Bd. 87 der Edition des Karl-May-Verlags Bamberg (2006). Rezensionen: ›Aufklärung à la 1875‹ Karl May & Co 106/Dez. 06; ›Sex-Tipps von Karl May‹ Berliner Kurier 16.9.06; ›Karl May als früher Sexualaufklärer‹ Nordwest-Ztg. (Oldenburg) 9.11.06; Neue Westfälische (Bünde) 23.10.06; ›Die Kolportage kam aus Dresden‹ Dresdner Neueste Nachrichten 30.10.06; ›Wollüstling‹ FAZ 25.1. 07. ♦ ›Mein Leben und Streben (Band I)‹ vor Kurzem als erstes May-Buch erschienen in der Echo Library, 131 High Street, Teddington; Preis: 10.90 US-$.

Presse

In Karl May & Co 106/Dez. 06 wurde geboten: ›Weihnacht! Aus der Werkstatt eines Erfolgsschriftstellers XV‹ (Rolf Dernen); ›Ich sehe Berge ragen bis in des Lichtes Reich‹ Jutta Laroche über Mays Gedichte; ›Die tschechischen Karl-May-Ausgaben‹ (Hermesmeier/Schmatz); ›Winnetou und Dr. Sommer – Starkult und Lebenshilfe – die BRAVO feiert ihren 50. Geburtstag‹ (Reiner Boller). ♦ ›Rhein statt Wilder Westen – das Städtchen St. Goar entdeckt seine Verbindung zu Karl May‹ Haigerer Kurier/textgleich in Wetzlarer Neue Ztg. 21.11.06. ♦ Wiederaufbau von Schloß Osterstein: Freie Presse Zwickauer Ztg. 6.9.96. ♦ Kolumne ›tipptopp‹ in Haigerer Kurier 27.7.06. ♦ ›Karl May im Forscherfocus‹: über Dr. Chr. Heermann, Redakteur der vom KM-Haus Hohenstein-Ernstthal herausgegebenen Informationsschriften: Leipziger Volksztg. 30.12.06. ♦ Mannheimer Morgen 25.1.07. ♦ ›Karl May – sein Weg zum Glück‹: Ulrich Schmid in Augsburger Allgemeine 29.9.06. ♦ FAZ 2.1.07.

Aufsätze

Alois Pumhösel: Maximilian von Mexiko bei Friedrich Gerstäcker und Karl May. Diplomarbeit Wien 2005. ♦ Rüdiger Steinlein: In finstern und blutigen Gründen – Das Indianerbuch als Jugendmassenlektüre. In: Ders.: Kinder- und Jugendliteratur als Schöne Literatur. Gesammelte Aufsätze zu ihrer Geschichte und Ästhetik. Frankfurt a. M.: Peter Lang 2004 (= Kinder- und Jugendkultur, -literatur und -medien. Theorie – Geschichte – Didaktik Bd. 25), S. 121–164, insbesondere S. 130–138: Karl Mays Wilder Westen und die deutschen Normalzustände. ♦ Rainer E. Zimmermann: Die außerordentlichen Reisen des Jules Verne. Zur Wissenschafts- und Technikrezeption im Frankreich des 19. Jahrhunderts. Paderborn: mentis Verlag 2006 (Darin der Abschnitt: Vergleichender Exkurs über Karl May oder Im Dschinnistan des Jedermann, S. 309–377; ferner Erwähnungen Karl Mays auf S. 27, 118, 126, 197, 221, 245, 380–384, 387f.).

Bücher über Karl May

›Karl-May-Chronik‹ von Dieter Sudhoff und Hans-Dieter Steinmetz (5 Bände und Begleitbuch): Rezension von Klaus Schreiber in ›Informationsmittel‹ (IFB), digitales Rezensionsorgan für Bibliothek und Wissenschaft, November 06. ♦ Inn (Beilage) 12/06 vom 10.10.06.

Vorträge

Dr. Christian Heermann: ›Warum war Karl May in der DDR „verboten“?‹, 15.11.06 im Rathaus Mittweida. Wochenspiegel Mittweida 8.11.06; Mittweidaer Landkreisnachrichten 8.11.06; Novum 1.11.03; Freie Presse 6.11.06 (alle Mittweida). ♦ Bernd Arlinghaus: ›Eine Pilgerreise in das

Morgenland‹, 14.9.06 Leipzig. ♦ Heike Graupner: ›Warum sind die Deutschen so gern „Indianer"?‹ 17.11.06 Leipzig. ♦ Kerstin Orantek und Henry Kreul: ›Karl-May-Aufführungen in Hohenstein-Ernstthal‹ 20.10.06 Leipzig.

Ausstellungen

›I like America‹, 28.9.06–7.1.07 Kunsthalle Schirn, Frankfurt a. M.: Frankfurter Neue Presse 28.9.06; Frankfurter Rundschau 28.9.06; Darmstädter Echo 28.9.06; Gießener Allgemeine 30.9.06; Rhein-Ztg. Koblenz 2.10.06; Die Harke (Nienburg) 20.10.06; LEO Bad Dürkheim 19.10.06; Fuldaer Ztg. 28.10.06; Die Welt 2.11.06. ♦ ›Indianer Fantasie und Wirklichkeit‹, 8.10.06–7.1.07 Stadtmuseum Hornmoldhaus, Bietigheim-Bissingen (mit Begleitprogramm): Bietigheimer Ztg. 28.9./7.10./11.11.06: Ludwigsburger Wochenbl. 12.10.06; Ludwigsburger Kreisztg. 7.10.06.

Veranstaltungen

Symposion zu Schriftstellerinszenierungen in der Katholischen Akademie Die Wolfsburg in Mülheim an der Ruhr: U. a. Vortrag von Prof. Dr. Helmut Schmiedt über Karl May. Frankfurter Allg. Ztg. 25.10.06. ♦ 200. Veranstaltung des ›Freundeskreises Karl May‹ am 14.7.06. Chr. Heermann im ›Herbst-Blatt Treptow & Köpenick‹ (Berlin) 64/Nov. 06. ♦ Tagung der ›Johann-Gottfried-Schnabel-Gesellschaft‹ in Stolberg/Harz, 4./5.11.06: zahlreiche May-Erwähnungen im Laufe des Tagungsprogramms. ♦ Tagung der ›Gesellschaft der Arno-Schmidt-Leser‹ in Darmstadt (Hess. Landesarchiv), 15.–17.9.06. Vortrag von Dr. Martin Lowsky: ›Die beiden Intellektuellen Arno Schmidt und Karl May. Über Schmidts May-Forschungen in Darmstadt‹. ♦ Aufführung des Stücks ›Die Taschenuhr des Anderen‹ von Willi Olbrich im Barfüßersaal, Luzern: Wiler Nachr. 19.10.06.

Karl May in Büchern

Arno Schmidt: Lesungen, Interviews, Umfragen (Bargfelder Ausgabe. Supplemente Bd. 2) Frankfurt a. M., Suhrkamp 2006: Zahlreiche Erwähnungen Mays, etwa S. 18–25 (über sein Leben, die Qualität seines Alterswerks und die Bearbeitungen); S. 184–187 (über den ›Waldröschen‹-Reprint); S. 193–195 (Schmidts Vater [!] habe als Kolporteur die Fischer-Ausgabe vertrieben). ♦ Jean-Louis Bandet: Le Château. Franz Kafka. Nantes: Éditions du temps 2003, S. 16. ♦ Friedhelm König: Du bist gemeint. Botschaften für unsere Zeit. Hückeswagen 1990, 15. Aufl. S. 77–81.

Radio

Karl Mays Orient-Abenteuer als l2stündiges Hörspiel, produziert für WDR 5, gesendet am 10.12./17.12./25.12./26.12. / dienstags ab Anfang 2007. Hör zu 49/06 S. 5; Karl May & Co 106/Dez. 06; WDR-Print Dez. 06.

Hörbücher

Eine Reihe von Titeln wird in Karl May & Co 106/Dez. 06 besprochen.

Museen

Karl-May-Haus Hohenstein-Ernstthal: ›Apachin besuchte Karl Mays Heimat‹ Chemnitzer Morgenpost 3.11.06; ›Idylle auf wenigen Quadratmetern‹ Karl May & Co 106/Dez. 06. ♦ **Justizvollzugsmuseum Waldheim:** Leipziger Volksztg. (Döbeln) 15.9.06; Döbelner Anzeiger 15.9.06; Freie Presse (Rochlitz) 29.9.06.

Bühnen

Rathen, Dasing, Bischofswerda, Jonsdorf: Karl May & Co 106/Dez. 06. ♦ **Bad Segeberg:** Abschied von Gojko Mitic/Erol Sander als neuer Winnetou: Kieler Nachrichten 8.9.06; Norddeutsche Ztg. 15.9.06; Neues Deutschland 2.9.06. ♦ **Rathen:** Dresdner Neueste Nachr. 17.8.06 (Abrup-

ter Abschied für Jürgen Haase und Jean-Marc Birkholz).

Fernsehen

Kinofilme im TV: ›Das Vermächtnis des Inka‹ HR 18.11.06; ›Durchs wilde Kurdistan‹ ZDF 26.11. ›Winnetou I‹ Premiere 1.12./16.12.06/6.1./15.1.07, RBB 2.12., MDR 23.12., SWR 25.12., HR 30.12.; ›Unter Geiern‹ Premiere 1.12./30.12./8.1.; ›Im Reiche des Silbernen Löwen‹ ZDF 3.12.; ›Winnetou II‹ RBB 9.12., Premiere 16.12./6.1., MDR 25.12., SWR 25.12., HR 31.12./1.1.; ›Winnetou III‹ RBB 16.12., Premiere 16.12./29.12., MDR 26.12., SWR 27.12., HR 1.1.; ›Der Schatz der Azteken‹ 3SAT 18.12.; ›Die Pyramide des Sonnengottes‹ 3SAT 19.12.; ›Der Schatz im Silbersee‹ SWR 23.12./24.12.; ›Old Shatterhand‹ ZDF 25.12.; ›Winnetou und Shatterhand im Tal der Toten‹ ZDF 26.12.; ›Winnetou und das Halbblut Apanatschi‹ SWR 28.12.; ›Winnetou und sein Freund Old Firehand‹ SWR 29.12.; ›Der Ölprinz‹ Premiere 1.1.1/3.1./22.1.; ›Old Surehand I‹ MDR 1.1.; ›Der Schut‹ ZDF 1.1. ♦ ›Im Gespräch mit Pierre Brice‹ Premiere 1.12./16.12.06.

DVD

›Kara Ben Nemsi Effendi‹ Staffel I (1973) erschienen. Piranha 12/06; TV Movie 2/07.

Film

Über Regisseur Franz Josef Gottlieb: Karl May & Co 106/Dez. 06. ♦ Karin Dor: Freizeit-Revue 43/06.

Erwähnungen

Buch: Volker Klüpfel/Michael Kobr: Seegrund. Kluftingers neuer Fall. Kriminalroman. Piper, München 2006 (an 2 Stellen); Max-Planck-Gymnasium Dortmund, Jahrbuch 2005/2006: S. 28, 61. ♦ **Presse:** Frankfurter Rundschau 4.10.06; Frankfurter Allgem. Sonntagsztg. 8.10./22.10.06; Abendztg. (München) 17.11.06; FAZ 13.10./2.11.06/17.1.07; Erlanger Nachr. 8.1.07; Die Zeit 12.10.06; Neue Ruhr Ztg. 3.11.06; Dresdner Morgenpost 21.12.06; Hör zu (Hamburg) 46/06 S. 114; Kataloge von Mail:Order:Kaiser 14–25/06 und 1/07.

Persönliche KMG-Nachrichten

Zum Tod des KMG-Vorsitzenden Prof. Dr. Reinhold Wolff: Süddeutsche Ztg. 14.11.06 (Harald Eggebrecht); ALG Umschau 37/Dez. 06. ♦ Erwin Müller zum 75. Geburtstag: ALG Umschau 37/Dez. 06. ♦ ›Die Bücher sind nach wie vor gefragt‹: Interview (Jenny Florstedt) mit Ekkehard Bartsch, in Karl May & Co 106/ Dez. 06. ♦ Helmut Schmiedt als Karl-May-Experte vorgestellt in Badische Neueste Nachr. 26.10.06. ♦ Christian Heermann wird 70 Jahre alt: ›Karl Mays unermüdlicher Anwalt‹: Christian Heermann zum 70. Geburtstag, in Karl May & Co 106/Dez. 06. ♦ Kurt Kleucker (KMG) sammelt Postalisches rund um Karl May: Nord expreß (Bad Segeberg) 26.7.06.

Unterlagen zu dieser Rubrik (einseitige Kopien und Meldungen; Zeitungsnamen nicht abkürzen; Erscheinungsorte angeben!) senden Sie – auch kommentarlos – bitte an diese Anschrift:

Herbert Wieser
Thuillestr. 28
81247 München

UNSER SPENDENDANK vom 1. Oktober bis 31. Dezember 2006

Sehr verehrte Mitglieder,

mit einer gewissen Rührung blicken wir Monat für Monat auf den Finanzbericht unseres Schatzmeisters. Manch andere Organisation würde sich glücklich schätzen, im ganzen Jahr das als Spenden zu erhalten, was uns in nur vier Wochen zugeht. Und das Erstaunliche ist dabei die Kontinuität, mit der Sie uns immer wieder bedenken. Ihre Spenden ermöglichen nicht nur, dass wir unsere Arbeit in der Form durchführen können, wie wir es tun (die Mitgliedsbeiträge decken gerade mal die Basispublikationen Jahrbuch, Mitteilungen und Nachrichten ab), sie beweisen mehrerlei. Zum einen scheinen Sie mit unserer Arbeit sehr zufrieden zu sein, zum anderen scheinen Sie sich in der KMG sehr wohl zu fühlen.

Wenn wir von „unserer Arbeit“ sprechen, meinen wir nicht vorrangig die Vorstandsarbeit, sondern alles, was die KMG so unverwechselbar macht: ein großer Mitarbeiterkreis, der mit Engagement forscht und publiziert, organisiert und gestaltet.

Das Spendenaufkommen des vierten Quartals kann sich wieder einmal mehr als sehen lassen und auch das Jahresergebnis ist mit ›zufriedenstellend‹ viel zu zurückhaltend beschrieben. Wir nehmen es nicht nur mit Dankbarkeit zur Kenntnis, wir betrachten es vor allen Dingen als Ansporn für die großen Aufgaben, die uns in der näheren Zukunft erwarten. Spornen Sie uns weiter an!

Es grüßt Sie in dankbarer Verbundenheit

Ihr Vorstand:

Hans Wollschläger, Helmut Schmiedt,

Hans Grunert, Joachim Biermann, Gudrun Keindorf, Uwe Richter

45 Spenden bis € 14,99	319,40	H. Ferstl, Salzburg (A)	24,–
E. Angel, Esch-Sur-Alzette (L)	24,–	G. Fischer, Köln	24,–
B. Arlinghaus, Dortmund	16,–	P. Friedrich, Darmstadt	30,–
T. Bauer, Ober-Flörsheim	35,–	W. Fröhlich, Hamburg	56,40
L. H. Baumm, Hamburg	224,–	M. Gallhoff, Werneck	24,–
J. Biermann, Lingen	50,–	R. Gehrke, Bad Homburg	26,40
J. Bischoff, Plüderhausen	40,40	A. Götz von Olenhusen, Freiburg	110,–
H. Boche, Hildesheim	24,-	T. Grafenberg, Berlin	29,–
W. Böcker, Recklinghausen	100,–	R. Grießbach, Dresden	24,–
P. Bolz, Berlin	100,–	G. Haefs, Hamburg	24,–
P. Braun, Homberg	34,–	K. Härtel, Kiel	24,–
G. Breitschuh, Hassendorf	24,–	G. Hasenbein, Berlin	20,–
W. Dietrich, Dresden	20,–	S. Hauff, Eisingen	16,40
D. Dolze, Radebeul	24,–	H. Hendel, Stuttgart	16,–
H. Dürbeck, Schalkenmehren	24,–	V. Herold, Cottbus	24,–
H. Egerland, Aachen	30,-	H.-D. Heuer, Neuenhaus	110,40
K. Eggers, Köln	25,–	A. Heuskin, Ingeldorf (L)	24,–
G. Englisch, Augsburg	24,–	H. Hintz, Düsseldorf	26,–
A. Escher, Mainz	34,–	H. Höber, Solingen	20,–
U. Eßlinger-Wildermuth, Nagold	74,–	J. Holthoff, Overath	24,–

V. Huber, Offenbach	100,–
A. Jacob, Seligenstadt	24,–
K. Janetzke, Berlin	100,–
R. Jonas, Wolfenbüttel	29,–
W. Jordan, Bochum	24,–
R. Jung, Hüffelsheim	24,–
H. Kappe, Bad Soden	50,–
C. Kleijn, Villingen-Schwenningen	20,44
H. H. Kluck, Winsen	16,40
R. Knauf, Berlin	24,–
E. Koch, Essen	50,–
H. Köster, Bochum	59,–
J. Krause, Gladbeck	24,–
J. Krümpelmann, Mainz	24,–
G. Kruse, Stade	22,22
R. Künzl, Nittendorf	26,40
K.-H. Laaser, Bad Schwartau	24,–
H. Lieback, Cottbus	24,–
H. Lieber, Bergisch Gladbach	27,30
D. Linster, Saarlouis	21,40
U. Lippert, Kleinwallstadt	150,–
M. Lowsky, Kiel	60,50
E. Mack, Bühren	123,45
M. Maldacker, Berlin	24,–
G. Marquardt, Berlin	48,–
E. Massing, Köln	24,–
H. Matthey, Langenfeld	26,–
H. Mayerhofer, Passau	41,40
H. Meier, Hemmingen	74,–
H. N. Meister, Arnsberg	60,–
H. Mischnick, Kronberg	100,–
H. Moritz, Nürnberg	16,40
G. Mühlbrant, Plauen	20,87
D. Müller, Mittelbach	16,–
K.-A. Müller, Siegen	24,–
W. Müller, Bad Berka	24,–
F. Munzel, Dortmund	15,34
J. Natzmer, Eberswalde-Finow	25,–
K. Pankau, Bad Honnef	24,–
G. Preininger, Graz (A)	24,–
W. Preiss, Sindelfingen	50,–
U. Probst, Putzbrunn	24,–
W. Rabenstein, Frankfurt a. M.	25,–
M. Reinke, Hamburg	24,–
W. Rentel, Paderborn	24,–
H. Riedel, Hoyerswerda	34,–
U. Riedel, Grenzach-Wyhlen	50,–
S. Rochau, Hannover	24,–
G. Rösner, Buxtehude	24,–
O. Rudel, Magdeburg	100,–
M. Rudloff, Gundelfingen	15,–
B. Ruhnau, Reichelsheim	30,–
S. Rutkowsky, Frankfurt a. M.	34,–
W. Sämmer, Würzburg	110,–
C. Schliebener, Straßlach-Dingharting	74,–
C. Schlotterbeck, Velbert	24,–
S. Schmidt, Merzig	50,–
H. Schmiedt, Köln	125,90
W. Schmitt, Mainz	24,–
H.-G. Schmitt-Falckenberg, Kassel	34,–
W. Schnürch, München	54,–
R. Schönbach, Hennef	26,40
H. Schönfeldt, Elmstein	24,–
H. Schulz, Erftstadt	26,–
H.-D. Siebel, Hannover	26,–
E. Stange, Gütersloh	25,–
J. Streller, Bayreuth	21,80
A. Stühler, Hofheim	24,–
W. Szymik, Essen	16,40
U. Freiherr v. Thüna, Bonn	27,30
C. Thust, Erfurt	100,–
T. Trübenbach, Eckental	24,–
M. Ullrich, Taufkirchen	24,–
C. Vogt-Herrmann, Schneverdingen	124,–
K. Vollrodt, Hannover	24,-
H. Walther, Jena	26,40
H. Weber, Trier	24,–
E. Weigel, Eisenach	20,–
G. Weydt, Ebersberg	24,–
J. Wiedemann, Mainz	26,–
H. Wieser, München	20,–
K. Wiethölter, Halle	25,–
S. Wilhelm, Metzingen	24,–
R. Wimmer, München	24,–
H. Wohlgschaft, Günzburg	205,–
J. Wolter, Dassel	74,–
S. Zahner, Menzingen (CH)	24,–
K.-A. Ziegs, Groß-Umstadt	24,–
N. N., Inland	471,55
Spenden im IV. Quartal	€ 6.036,27
I.–IV. Quartal insgesamt	€ 26.124,90

Abkürzungsverzeichnis

GR XXI	Karl May's gesammelte Reiseromane [ab Bd. XVIII: Reiseerzählungen]. Freiburg 1892ff. (Reprint, hg. von Roland Schmid. Bamberg 1982–1984) (hier: Band XXI)
HKA II.20	Karl Mays Werke. Historisch-kritische Ausgabe. Hg. von Hermann Wiedenroth und Hans Wollschläger, ab 1999 von Hermann Wiedenroth, ab 2005 von Ekkehard Bartsch, Ruprecht Gammler, Claus Roxin, Hermann Wiedenroth und Reinhold Wolff. Nördlingen 1987ff., Zürich 1990ff., Bargfeld 1994ff. (hier: Abteilung II, Band 20)
JbKMG	Jahrbuch der Karl-May-Gesellschaft. Hamburg 1970ff., Husum 1982ff.
KMG-N	KMG-Nachrichten
KMJb	Karl-May-Jahrbuch. Breslau 1918, Radebeul 1919–1933
LuS	Karl May: Mein Leben und Streben. Freiburg 1910 (Reprint, hg. von Hainer Plaul. Hildesheim, New York 1975; [3]1997)
M-KMG	Mitteilungen der Karl-May-Gesellschaft
Reprint KMG	Reprint, hg. von der Karl-May-Gesellschaft
Reprint KMV	Reprint, hg. vom Karl-May-Verlag
SoKMG	Sonderheft der Karl-May-Gesellschaft

Original-Zitate und -Titel von Karl May sind stets durch *Schrägschrift* gekennzeichnet.

Unsere aktuellen Publikationen

Sonderhefte

Nr. 133	Christoph Blau/Ulrich von Thüna: Karl May in Frankreich. 72 S. + 4 Farbseiten	6,00 €
Nr. 134	Rudi Schweikert: »Ihr kennt meinen Namen, Sir?«. Studien zur Namengebung bei Karl May. 112 S.	6,50 €
Nr. 135	Karl May in Essen. Vorträge und Materialien von den Internationalen Karl-May-Tagen der VHS Essen vom 22. August bis zum 2. Oktober 2005. c. 88 S.	*in Vorber.*

Juristische Schriftenreihe

Bd. 4	Jürgen Seul: Karl May und Rudolf Lebius: Die Dresdner Prozesse. 208 S.	12,00 €

Die Reihen ›Sonderhefte‹, ›Juristische Schriftenreihe‹ und ›Materialien zum Werk Karl Mays‹ können über die Zentrale Bestelladresse auch abonniert werden.

Zentrale Bestelladresse:
Ulrike Müller-Haarmann • Gothastr. 40 • 53125 Bonn • Tel.: 0228/252492 • Fax: 0228/2599652

B 19007 F

Impressum

MITTEILUNGEN DER KARL-MAY-GESELLSCHAFT

Herausgeber und Verlag:
Karl-May-Gesellschaft e.V., Hamburg
Geschäftsstelle: Karl-May-Str. 5, 01445 Radebeul
Postfach 10 01 34, 01435 Radebeul
e-mail: geschaeftsfuehrer@karl-may-gesellschaft.de
Bankverbindung:
Bayerische Hypo- und Vereinsbank Amberg: Konto Nr. 1995 480,
BLZ 752 200 70; für Zahlungen aus dem Ausland:
IBAN: DE83 7522 0070 0001 9954 80,
SWIFT (BIC): HYVEDEMM405

Verantwortliche Redakteure:
Dr. Gudrun Keindorf (gk), Uhlandstr. 40, 37120 Bovenden
Tel.: 0551/83421 • Fax: 0551/8209537
e-mail: G.Keindorf@t-online.de
Joachim Biermann (jb), Storchenweg 10, 49808 Lingen
Tel.: 0591/66082 • Fax: 0591/9661440
e-mail: Joachim.Biermann@t-online.de
Mitarbeiter der Redaktion:
Rainer Jeglin (rj), Hartmut Kühne (hk), Sigrid Seltmann (sis)
Druck und Versand:
Husum-Druck- und Verlagsgesellschaft, Husum

Wir danken allen Mitarbeitern, auch hier nicht genannten, ganz herzlich.
Wir bitten darum, Beiträge möglichst in digitalisierter Form einzusenden.
Beiträge unter Verfassernamen entsprechen nicht unbedingt der Meinung der Redaktion. – Redaktionsschluß dieser Ausgabe: 1. Februar 2007

Die ›Mitteilungen der KMG‹ erscheinen in gedruckter Form sowie im Internet (http://www.karl-may-gesellschaft.de). Hierfür übertragen die VerfasserInnen die folgenden urheberrechtlichen Nutzungsrechte nicht ausschließlich und unbeschränkt auf die KMG: Veröffentlichungsrecht § 12 UrhG, Vervielfältigungsrecht § 16 UrhG, Verbreitungsrecht § 17 UrhG, öffentliche Zugänglichmachung § 19a UrhG. Abweichende Regelungen bedürfen der Schriftform.